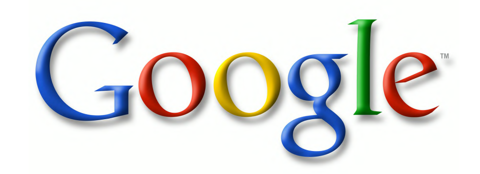
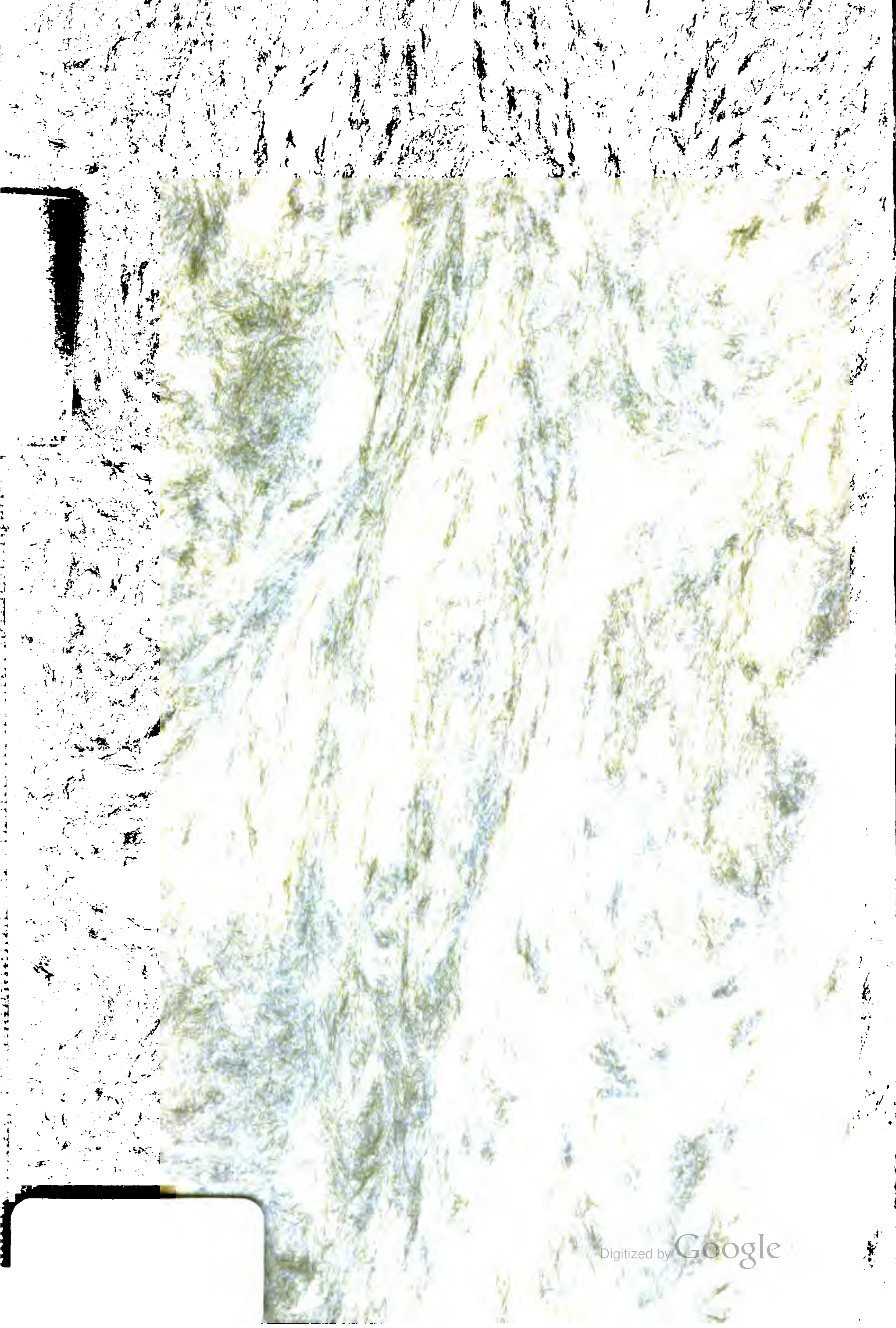


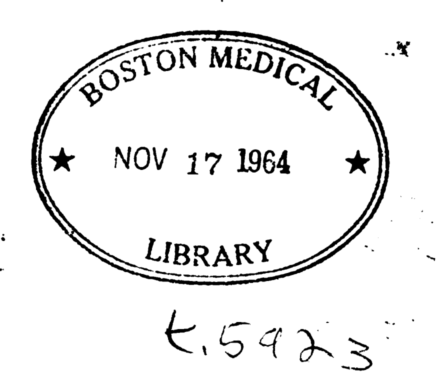
Aus dem Sprechzimmer einer Aerztin











Aus dem Sprechzimmer einer Ärztin.

Aus dem
Sprechzimmer einer Aerztin

Aufzeichnungen
aus der Praxis einer deutschen Aerztin

bearbeitet von

O. Th. Stein.

Erstes Tausend

1907
Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung
Leipzig-Oetzsch.

Inhalt.


Buchdruckerei W. Hoppe
Borsdorf-Leipzig.

Manneskraft . . .

„Frau Doktor, helfen Sie mir! Ich leide furchtbar! Schmerzen habe ich seit Monaten zu ertragen, unter deren fortwährendem Nagen und Wühlen ich fast zusammenbreche. Wenn auch Sie mich ohne Hilfe von sich lassen, so verzweifle ich!“

Staunend, fast ungläubig betrachtete die Aerztin die Sprecherin, eine elegante, hochgewachsene Dame von geradezu junonischem Körperbau und wundervoller Schönheit der Züge. Die Frau sah ja aus, wie das blühende, herrliche Leben selbst un sie klagte?

Aber freilich — dort um den Mund der leise, wehe Leidenszug, die leichten bläulichen Ringe unter den seidigen Augenwimpern, das etwas müde, halbgeschlossene Auge zeugte von quälenden, geheimen Schmerzen. Ob diese Frau vielleicht nur seelisch litt?

„Sie sind verheiratet?“

Die Dame neigte zustimmend das Haupt und nannte nun auch ihren Namen.

„Und — Sie verzeihen meine Fragen, aber sie sind notwendig — haben Sie viele Gemütserregungen in Ihrer Ehe?“

Die schöne Frau zögerte und es flog wie eine Wolke über ihr Antlitz.

Ach nein, mein Mann liebt mich heute noch so leidenschaftlich wie zuerst — ja — —, indessen — ich bin viel krank gewesen — und —

Die Aerztin sah das deutliche Zögern und wie sich der Schmerzenszug um den Mund der Besucherin dabei verschärfte.

„Bitte, verschweigen Sie mir nichts, Baronin, seien Sie rückhaltlos offen, nur dann kann ich Ihnen helfen!“ warf sie ein, „so ganz glücklich sind Sie also nicht in Ihrer Ehe gewesen —?“

„Was nützt es, das verheimlichen zu wollen — nein, Frau Doktor, Sie haben Recht, ich bin es nicht und ich

kann es auch nicht sein! Allerdings, mein Mann liebt mich, leidenschaftlich, eifersüchtig, zärtlich und doch — ist er an allem meinem Elend schuld, an allem!" —

Die schöne Frau senkte den Blick und schwieg eine Weile. „Und ich habe ihn doch so lieb gehabt, so sehr lieb", fuhr die Dame von selbst fort. „Er ist so schön, so liebenswürdig, so ritterlich, heute fast noch mehr, als damals und — Es hilft nichts!" Sie richtete sich auf und fuhr sich mit dem feinen Batisttaschentuch hastig über die Augen, „ich muss mein Schicksal eben tragen, dafür bin ich Frau und er Mann!"

„Was meinen Sie damit?" fragte die Aerztin aufhorchend, denn hier schien der Schlüssel zu der heimlichen Tragödie eines Frauenlebens zu liegen. Sollte diese körperlich so vollkräftige und auch geistig augenscheinlich nicht niedrigstehende Frau doch zu denjenigen gehören, die im Mann einen förmlichen jupiter tonans sehen, dem sie sich als untergeordnete Geschöpfe in Demut beugen müssen?

„Sie sagten, Ihr Gatte trage die Schuld an Ihrem

Elend und doch scheinen Sie zu glauben, das müsse so sein, weil Sie ein Weib sind und er Mann? Sie können doch unmöglich der Meinung sein, dass ein Mann das Recht hat, seine Frau elend zu machen?"

„Nein, das wohl nicht, gewiss nicht", erwiderte die Baronin, „er hat ja schliesslich nur aus übergrosser Liebe zu mir so gehandelt und — —"

„Aus Liebe? Das vermag ich mir nicht vorzustellen!" unterbrach die Aerztin. „Doch ich kann natürlich nicht urteilen, bevor ich die Geschichte Ihres Leidens näher kenne. Ich sagte Ihnen schon, nur dann kann ich Ihnen helfen!"

Die Baronin seufzte: „Nun, ich habe ja das alles hinter mir und" — hier lächelte sie bitter — „ich lebe noch, obwohl ich mir damals hundertmal gewünscht habe, ich möchte nur tot die Klinik verlassen!"

„Sie haben also eine schwere Operation hinter sich?" Die Aerztin begann zu ahnen, um was es sich handle...

„Allerdings, die furchtbarste, die eine Frau jemals durchmachen kann, eine Operation, die mich zu dem ge-

macht hat, was ich heute bin, ein unglückliches Weib, das alle Hoffnung auf Mutterglück für immer hat aufgeben müssen, das nur noch der Schatten seines einstigen Selbst ist, das keine Hoffnung für die Zukunft mehr in sich trägt, das nicht mehr vollwertig ist, beraubt seines ureigentlichsten Seins und Wesens!" — Mit Bitterkeit hatte es die schöne Frau hervorgestossen und ihre müden Augen weiteten sich wie in schmerzhaftem Krampfe.

„Lange haben mir unsere Aerzte zugeredet", fuhr sie dann fort, „jahrelang, immer wieder habe ich es hören müssen, das furchtbare Wort „Operation", immer und immer wieder, bis ich schliesslich, am Rande der Verzweiflung angelangt, mich dazu entschloss. Mir war das Leben zur Last geworden, ich hoffte, dass nun meine Qual für immer zu Ende sein und ich Ruhe finden würde im Grabe. Doch es kam anders — ich genas und musste mich wieder an das Leben gewöhnen, an das Leben, das nun jeden Reiz, jede Freude für mich verloren hatte — . . ." Sie schwieg und starrte vor sich hin.



„Und weshalb wurde diese Operation vorgenommen?“ forschte die Aerztin.

„Ich bin fünfmal vorzeitig in meinen Hoffnungen auf Mutterglück enttäuscht worden und man sagte mir, dass ich es ein sechstes Mal nicht überstehen würde. So ist es gekommen, dass . . . .“

„Furchtbar!“ Die Aerztin rief es unwillkürlich, als sie die prächtig gebaute Frau betrachtete. Wie war es möglich, dass gerade sie, die von der Natur prädestiniert schien, schöne und gesunde Kinder zu haben, das Opfer eines solchen traurigen Schicksals werden konnte? Oder war es mehr als ein Schicksal? War es nicht vielmehr ein Verbrechen? Kaum konnte man daran zweifeln! Und der Verbrecher? — — „Sie sagten vorhin, dass Ihr Gatte . . .?“ fuhr die Aerztin laut in ihrem Gedankengange fort.

„Ja, Frau Doktor, das war wohl der grösste Schmerz für mich, als ich mich der Erkenntnis nicht mehr verschliessen konnte, dass er, er ganz allein die Schuld an meinem Unglück trägt!“

„Sie wissen das genau? Bedenken Sie, dass Sie damit eine sehr schwere Anschuldigung gegen ihn erheben! Hatte sich Ihr Mann ansteckende Krankheiten zugezogen?“

„Nein, — seine furchtbare Masslosigkeit ist es gewesen, die mich so weit brachte. Wir lebten damals längere Zeit in Wiesbaden. Vorher hatte es keiner der Herren Aerzte für nötig befunden, mich nach meiner Ehe zu befragen. Hier versuchte es ein gewissenhafter Arzt, mich auf einige Zeit von meinem Gatten zu trennen, um so doch das Kind zu retten, das ich erwartete.

Nach kaum vierzehn Tagen aber kam mir mein Mann aus eifersüchtiger Sehnsucht nachgereist und ich musste mich auch diesmal wehrlos darein fügen, dass meine Hoffnung vernichtet wurde!“

„Unglaublich! Also nicht durch Krankheit, nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall, nein, durch verbrecherische Mass- und Zügellosigkeit eines Mannes sind hier fünf keimende Menschenleben vernichtet und

eine gesunde Frau in eine kranke verwandelt worden! Und solche Männer gehen unbestraft durch die Welt, gegen sie schreitet kein Gesetz ein, da findet sich niemand, der ihr Verbrechen öffentlich brandmarkte, wie es sich gebührte. Das nennt sich stolz „Manneskraft!"

„Ach, was wollen Sie, Frau Doktor?" seufzte die schöne Frau mit Tränen in den Augen, „die Männer sind nun einmal nicht anders. Was bleibt uns Frauen übrig — wir müssen 's ertragen."

„So, meinen Sie!" gab die Aerztin lebhaft zurück. „Doch davon später. Aber glauben Sie wirklich, dass alle Männer so handeln, wie der Ihrige? Und meinen Sie, dass das Liebe sein kann, was in Wirklichkeit nichts als brutaler Egoismus ist? Denken Sie im Ernst, dass sittlich hochstehende, wirklich vornehm empfindende Männer Frau und Kinder solcher Art zugrunderichten werden? Nein, da würden Sie gewaltig irren! Denken Sie ja nicht klein vom männlichen Geschlecht, weil Sie Unglück mit Ihrer Wahl hatten, weil Sie an einen von den sogenannten „Blendern" gerieten, die

mit äusserlicher, bestrickender Liebenswürdigkeit über innere Gefühllosigkeit hinwegzutäuschen wissen. Denn dass Ihr Gatte trotz seiner angeblichen Liebe unsagbar brutal an Ihnen gehandelt hat, wird Ihnen doch jetzt hoffentlich klar geworden sein?“

„Allerdings, längst!“ gab die Baronin etwas kleinlaut zu.

„Nun also! Ist jetzt aber Ihr Verhältnis zu einander besser geworden? Ist Ihr Gatte seit Ihrem furchtbaren Erlebnis rücksichtsvoller?“

Die schöne Frau schüttelte den Kopf und blickte mutlos zu Boden . . . .“

„Noch nicht? Unglaublich! Nun, da liegt auch die Ursache Ihres jetzigen Leidens! Uebrigens, glauben Sie ja nicht, Baronin, dass Ihr Gatte ganz allein die Schuld trägt an Ihrem Unglück!“

Die Fremde blickte erstaunt auf. „Wieso?“

„Nun, Sie selbst haben sich auch einen grossen Teil davon zuzuschreiben! Dass Sie, wie leider so Viele, ja Abertausende von jungen Frauen in der ersten Zeit Ihrer Ehe nichts von den Pflichten gegen sich selbst

und von der grossen Verantwortung wussten, die auf Ihnen als zukünftiger Mutter lastete, das ist schliesslich nicht Ihre Schuld, sondern die Ihrer Erzieher, dass Sie aber auch später noch, als Ihnen das Bewusstsein davon und die Erkenntnis gekommen war, welche schrecklichen Folgen Ihre Unwissenheit und Ihres Gatten verbrecherischer Leichtsinn gehabt hatten, sich so schwach gegen die Zumutungen Ihres Mannes und gegen sich selbst zeigten, das ist Ihre Sünde gewesen!"

„Sie sind hart mit mir, Frau Doktor!" Die schöne Frau wurde unruhig.

„Nein, Baronin, das bin ich nicht und will es auch nicht sein! Ich zeige Ihnen nur einmal die Wahrheit, und die tut Ihnen und zahllosen Anderen unseres Geschlechtes bitter not. Ich weiss wohl, dass es schwer ist für junge erfahrene Frauen, dem stärkeren Mann dauernd Widerstand zu leisten, wo es aber Pflicht ist, muss man es können. Sie dagegen haben nie ernstlich einen Kampf versucht!"

„O, ich habe ihn oft gebeten, doch abzulassen!"

„Das genügt nicht! Sie hätten energisch Ihren Willen durchsetzen sollen. Aber — seien Sie einmal ganz ehrlich —: seine Zärtlichkeit schmeichelte Ihnen und — vielleicht haben Sie selbst oft seinem Drängen nur allzugern nachgegeben, wars nicht so?“

Die Baronin schlug die Augen nieder und spielte verlegen mit ihren Handschuhen.

„Wenn ich nun Ihre Behandlung übernehmen soll, so müssen Sie mir zunächst versprechen, aus dem zu lernen, was Sie heute von mir gehört haben. Wollen Sie?“

„Was soll ich denn tun —?!“ kam es gepresst zurück. Ich verspreche Ihnen ja gern alles, wenn Sie mich nur von diesen quälenden Schmerzen befreien. Schon so unendlich viel habe ich gelitten und doch hat noch Niemand mir soviel Hoffnung und Trost zu geben verstanden, als Sie!“

„Ich zweifle nicht, dass Sie gelitten haben!“ sagte die Herztin voll freundlicher Teilnahme, „Sie haben sogar unverhältnismässig gebüsst. Das müssen die Frauen



leider meistens in solchen Fällen, während die Männer von der Strafe fast immer befreit bleiben!"

„Meinen Sie denn, Frau Doktor, dass das einmal anders werden könnte, dass wir Frauen jemals dem Manne gewachsen und stark genug sein werden, um unsere Interessen in der Ehe zu wahren?" Die Frage kam recht kläglich heraus und stand in seltsamem Kontrast zu der hochgewachsenen Erscheinung der Baronin.

„Das glaube ich bestimmt!" erwiderte die Aerztin, „so lange freilich die Frauen zeitlebens aus seelischer Trägheit und verrotteter Gewohnheit an Leib und Seele Sklavinnen des Mannes bleiben, ohne selbständig denken zu lernen, ohne jemals eigenen Willen zu haben, ohne auch wirtschaftlich vom Manne unabhängig zu sein, so lange werden sie sich ihm niemals gewachsen zeigen können. Dann werden sie auch körperlich Opfer seiner brutalen Gelüste und seines zügellosen Egoismus werden, wenn die Verhältnisse so oder ähnlich liegen, wie in Ihrem Falle!"

„Ja, freilich!“ seufzte die Baronin, „doch was raten Sie mir zu tun, Frau Doktor?“

„Trennen Sie sich sofort auf mindestens zwei Monate von Ihrem Manne und Sie werden mir danken für diesen Entschluss. Aber nicht wieder schwach werden! Ich müsste dann alle Verantwortung und — die weitere Behandlung ablehnen!“

„Sie haben mir Mut gegeben, Frau Doktor, ich setze es durch!“ Die Baronin erhob sich. —

Noch oft sah man ihre prächtige Erscheinung, nach der sich unwillkürlich die Blicke Aller wendeten, dem Hause der Aerztin zuschreiten. Und noch oft dachte die Aerztin bei ihrem Anblicke daran, wie verderblich solche verführerischen Frauen den Männern und — sich selbst werden müssen, wenn beiden moralische Kraft fehlt.

Die Kur der Baronin war von Erfolg. Ihre Schmerzen verschwanden, ob dauernd? Bei dieser Ehe, der wirkliche, ideale Sittlichkeit niemals ihren Stempel aufgeprägt hatte, war das wohl kaum zu hoffen . . . .

Bräutliche Liebe.

Zwei Frauen traten in das Ordinationszimmer, zweifellos Mutter und Tochter. Die Aeltere war eine rundliche, behäbige Frau mit festen, wohlgenährten Wangen, einfach gekleidet und von jenem sicheren, energischen Auftreten, wie es Frauen zu haben pflegen, die das Leben in die harte Schule der Selbständigkeit genommen hat und die als gesunde, fertige Menschen daraus hervorgegangen sind. Ein paar gute ehrliche Augen und schwach mit grau vermischtes, sauber und straff gescheiteltes Haar vollendeten den Gesamteindruck einer gesunden, braven und verständigen Bürgersfrau. Das Mädchen hatte in ihren Zügen unverkennbare Aehnlichkeit mit ihr und doch lag, ganz abgesehen von dem Reiz der Jugend, ein Etwas in ihrer Erscheinung,



das sie direkt wie einen lebendigen Kontrast zu dem Bilde der Mutter erscheinen liess. Dort derbe, robuste, in sich gefestete Gesundheit, hier zarte, feine vom Gifthauch der Grossstadt leise angekränkelte Schönheit. Das Gesicht schmal und etwas blass mit reinen, klarblauen Kinderaugen; schlank, ja fast mager der junge knospenhafte Körper in dem netten, hellen Strassenkleide, schüchtern und still das ganze Wesen. Wie von einem blumenhaften, feinen, unaufdringlichen Hauche keuscher Jugend war die schlanke Mädchengestalt umflossen. Ruhig und vertrauend blickten ihre Augen die Aerztin an.

„Was führt Sie zu mir, liebe Frau?“ fragte diese jetzt nach einem prüfenden Blicke auf das Paar.

Die Mutter begann sofort zu sprechen, kurz und entschlossen, wie es ihre alltägliche Art sein mochte und doch mit einem leisen Klang unruhiger Sorge in der Stimme: „Es ist meiner Tochter wegen, Frau Doktor! Das Kind vergeht uns ja fast unter den Händen! Sie hats doch wahrhaftig so gut, braucht sich nicht anzu-

strengen, bekommt zu essen, soviel sie will, kann spazieren gehen, wann sie will und doch wird sie alle Tage blasser und elender. Oft ist ihr so übel, Appetit hat sie auch nicht, kurz, wir wissen nicht mehr, was wir mit ihr anfangen sollen. Da dachte ich, ob's vielleicht so eine innerliche Krankheit wäre und möcht' Sie deshalb bitten, mal zu sehen, was dem Mädchen fehlt!“

Die Aerztin griff zum Hörrohr. Fast teilnahmslos liess das Mädchen die Untersuchung über sich ergehen.

Ein paar Mal schüttelte die Untersuchende leise mit dem Kopfe, horchte bald hier, bald dort, warf endlich von der Seite einen mitleidigen Blick auf das Mädchen und legte mit einem leise gedehnten „Hm“ das Hörrohr weg.

Sie sah es deutlich: hier stand sie völliger Ahnungslosigkeit gegenüber. Vor allem bei der Tochter, deren kindlich reine Augen sie zwar erwartungsvoll, sonst aber unbefangen anblickten. Und dann auch sonderbarerweise bei der doch gewiss nicht unerfahrenen

Mutter. Sollte sie diesen ahnungslosen Beiden ohne weiteres sagen, was sie schon nach kurzer Untersuchung entdeckt? Das Eine, das wahrscheinlich schlimmer für dies zarte Mädchen mit der völligen Kinderunschuld war, als alles andere? Und wie würde es die Mutter aufnehmen? Kennt man doch genau die in solchen Kreisen herrschenden Anschauungen! Aber es musste sein, gerade hier durfte die Wahrheit nicht verschwiegen werden, es wäre ein doppelter Fehler gewesen. Von liebevollem Mitleid bewegt, erfasste die Aerztin die Hand des Mädchens und sagte ernst, aber freundlich:

„Bevor ich Ihnen Näheres sagen kann, müssen Sie mir schon gestatten, einige intime Fragen an Sie zu richten, mein liebes Kind. Zunächst — Sind sie verlobt?"

„Ja!" erwiderte das Mädchen leise.

„Und wann gedenken Sie zu heiraten?"

„Oh, noch lange nicht! Das können wir erst wagen, wenn mein Bräutigam einen höheren Gehalt hat!"

„Zum Heiraten ist's überhaupt noch Zeit genug!" warf die Mutter dazwischen, „Liese ist ja noch so jung!'



„Allerdings, jung ist sie — sehr jung! Und doch muss ich Ihnen widersprechen. Sie täten vielleicht besser, für die Hochzeit einen früheren Termin ins Auge zu fassen!“ sagte die Aerztin bedeutungsvoll.

„I, warum nicht gar!“ meinte die Mutter abweisend und warf dabei einen halb verwunderten, halb ärgerlichen Blick auf die Aerztin, als wollte sie sagen: Du scheinst auch nicht viel davon zu verstehen, das kranke Mädel kann doch nicht heiraten! — Die Tochter selbst schüttelte nur müde abwehrend den Kopf und blickte wie traumverloren zum Fenster hinaus.

Beide Frauen hatten die Andeutung nicht verstanden!

Die Aerztin fing den Blick der Mutter auf und deutete ihn richtig.

Sogleich fuhr sie fort: „Ich sehe mit Bedauern, dass Sie Beide wirklich nicht wissen, um was es sich handelt. So muss ich Ihnen denn ohne Umschweife die Wahrheit sagen!“

Kurz, aber mit schonenden Worten teilte sie das Resultat ihrer Untersuchung mit.



Entsetzt sprang die Frau auf und blickte zunächst völlig sprachlos hinüber auf ihr Kind, mühsam nach Luft ringend. In des Mädchens weit aufgerissenen Augen aber zitterte eine tötliche Angst wie vor etwas Grauenhaftem. Als äffe sie ein böser Traum, so griff sie sich mit beiden Händen nach dem Kopfe.

Die Mutter brach zuerst das lähmende Schweigen. Keuchend brachte sie hervor: „Was sagen Sie, Frau Doktor? Meine Liese? Das ist ja aber gar nicht möglich! — Nicht möglich! — Das kann ja nicht sein!“ Aufgeregt fasste sie das Mädchen am Arm: „So rede doch, Liese! Ist denn das möglich? — Ich kanns ja garnicht glauben! — Du musst's doch wissen!“

„Schonen Sie Ihre Tochter, bedenken Sie ihren Zustand!“ trat die Aerztin mahnend dazwischen und wehrte die Frau ab, die wieder heftig auf das Mädchen eindringen wollte.

Die Tochter blickte wie irr um sich und ihre zarten, blassen Hände krampften sich fest um die Armlehnen des Sessels, als fürchte sie den Sturz in einen Abgrund,

der sich vor ihren Augen auftun wollte. Wie lähmendes Entsetzen lag es über ihrem kalkweiss gewordenen, lieblichen Gesichtchen und noch immer konnte sie nicht sprechen. Dann stieg plötzlich eine heisse, fliegende Röte in ihre Wangen, von Scham übermannt schlug sie beide Hände vors Gesicht und unter heftigem Schluchzen, das ihren Körper wie im Krampf durchschütterte, stiess sie hervor: „Mutter — wenn das — wenn das wahr ist, dann will ich nicht mehr leben!" — Dieser Schmerzensruf griff der Mutter ans Herz. Selbst noch auf's Höchste aufgeregt, suchte sie doch ihre unglückliche Tochter zu beruhigen. Sie umschlang die unaufhörlich Schluchzende mit den Armen, legte ihren Kopf sanft an ihre Brust und streichelte ihr leise über das Haar.

„Ist es denn wirklich wahr?" fragte sie nochmals zur Aerztin hinüber, als klammere sie sich an die Möglichkeit eines Irrtums. Die Aerztin nickte. — „Und wann?" fragte die Frau tonlos weiter. „In drei Monaten!" — „So früh schon? Es ist ja entsetzlich!" Nun begann auch die sonst so unbeirrte, gewiss nicht

weichmütige Frau heftig zu weinen und ihre Muttertränen fielen auf das Haupt der Tochter, das sie noch immer an sich gepresst hielt. — Wieder ergriff die Aerztin mitleidsvoll die Hand des Mädchens. „Vertrauen Sie mir, liebes Kind, ich will Ihnen gern helfen in Ihrer schweren Stunde! Nehmen Sie es aber nicht gar zu schwer uud fassen Sie sich! Vielleicht erzählen Sie uns, wie alles gekommen, dann wird Ihnen leichter werden!“ — Das Mädchen aber schluchzte fort und stöhnte dann plötzlich auf: „O, Gott, Mutter, was wird der Vater sagen!“

„Der Vater hat Dich lieb, Liese, mit dem werd' ich schon sprechen!“ tröstete die Frau.

„Ach Mutter, ich will nicht mehr leben — nicht mehr leben!“

„Sei ruhig, meine liebe, liebe, gute Liese! Zu sterben brauchst Du nicht. Ich halte zu Dir! Und nun erzähl' uns nur, wie es zugegangen ist!“

Stockend und häufig von Schluchzen unterbrochen, kam nun endlich die kurze Geschichte dieses Elends

hervor. Die Aerztin sah es deutlich: erst jetzt war dem Mädchen wie durch einen Blitzstrahl die Bedeutung jener weit zurückliegenden Stunde erhellt. Erst jetzt verstand sie, dass damals ein Verbrechen an ihrer reinen Kinderseele begangen worden und dass es der Mann ihrer ersten Liebe war, der diese Schuld auf sich geladen hatte.

„Ach Mutter! — ich habe immer soviel Angst vor ihm gehabt — er hat mich immer so stürmisch verfolgt, wenn wir allein waren — so wehren hab' ich mich müssen —!“

„Aber Kind, warum hast Du mir nichts davon gesagt?“

„Ach, ich schämte mich ja so! — — Einmal aber, ich weiss selbst nicht, wie alles gekommen, — da — ach, es war schrecklich — ich war wie bewusstlos, wie gelähmt — ich konnt' mich nicht mehr wehren — und da — — — o Mutter, es kann doch nicht möglich sein!“ — Mit diesem verzweifelten Aufschrei warf sie sich der Mutter abermals an die Brust. Mit der Linken

das Mädchen zärtlich an sich drückend, schüttelte die Frau die zur Faust geballte Rechte drohend gegen das Fenster: „O, dieser Schandbube! — mich so zu hintergehen! Mein armes Kind! Aber warte, Bursche, mit Dir will ich abrechnen! Und ich — ich hab' nichts gewusst und nichts gemerkt — ich, eine Mutter von fünf Kindern! — Sei ruhig meine Liese — Du sollst mir darüber nicht zu Grunde gehen!"

Stumm hatte die Aerztin während dieser bewegten Szene beiseite gestanden. Was hätte sie auch sagen sollen? Waren doch der Schmerz und die Entrüstung über die rohe Tat dieses „liebenden Bräutigams" nur zu berechtigt! Und sollte sie der Frau sagen, jetzt in dieser Stunde, dass sie eigentlich auch selbst mit Schuld sei an dem Unglück ihrer Tochter, weil sie im Banne ererbter, grundfalscher, aber leider immer noch herrschender Moralanschauungen ihr Kind ohne die so dringend nötige Aufklärung über Liebe und Ehe gelassen? Nein, das konnte sie jetzt nicht, dazu musste eine gelegenere Stunde kommen. Sollte sie mitschelten auf den Mann,

dessen brutale Leidenschaft so viel körperliches und seelisches Leid über diese zarte, dem Leben noch nicht voll erschlossene Mädchenknospe gebracht? Sie kannte ihn ja nicht! Vielleicht war er ein noch unverdorbener, bildungsfähiger junger Mann, aber ein Produkt jener verkehrten Erziehung, die den werdenden Mann ohne Verständnis für die heiligsten Geheimnisse des Lebens hinausgehen und ihn dann im Sumpfe der Sittenlosigkeit das Gift des seelischen und körperlichen Siechtums einsaugen lässt, statt ihm an der Tempelstätte der Wahrheit das lebenspendende Licht klarer Erkenntnis und damit vornehmes Empfinden und wahres Menschentum zu geben. Wenn das so war, dann konnte vielleicht noch ein Glück aus dieser Ehe kommen, dann würde die heilsame Erkenntnis seiner Schuld aus dem leichtsinnigen, lebensblinden Toren vielleicht einen wissenden Mann von ernstem, reinem Wollen machen. Vielleicht — — Die Aerztin seufzte und voll innigen Mitgefühls ruhten ihre Augen auf Mutter und Tochter, die sich immer noch umschlungen hielten: „Glauben Sie

mir, liebe Frau," sagte sie dann, „was ich tun kann, um alles noch zum Guten zu wenden, das soll geschehen. Und ich denke, es wird auch noch alles gut werden! Fassen Sie nur Mut und sehen Sie nicht zu schwarz!"

„Ich danke Ihnen!" sagte die Frau und reichte der Herztin herzlich ihre Rechte.

Wenige Minuten später verliessen Mutter und Tochter das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Die blonde Elise überstand die Geburt ihres Kindes schwer, aber glücklich. Freilich bedurfte es aufopfernder Pflege und sorgfältigster ärztlicher Fürsorge. Lange blieb sie unendlich zart und bleich, doch in würziger Waldluft begannen endlich auf ihren Wangen wieder die feinen Rosen kräftigerer Gesundheit zu blühen. Das Kindchen war ein winzig kleines, elendes blutarmes Dingelchen. Aber auch hier gelang es, das Ärgste abzuwenden, die Mutter dem Kinde und das Kind der Mutter zu erhalten. Und Elisens Bräutigam? — — Die schweren Folgen seiner zügellosen

Leidenschaft und seines Leichtsinns hatten ihn glücklicherweise wirklich zu Verstand gebracht. Er hatte ja doch im Grunde seine Liese lieb . . . . Dazu die eindringlichen Vorhaltungen der Mutter und der Aerztin — er ward ernster und rücksichtsvoller, lernte sein Weib — denn das war Elise bald nach dem Besuche bei der Aerztin geworden — mit andern Augen ansehen und sein Glück besser behüten.

Er soll Dein Herr sein . . .

Der sonnengebräunte, straff aufgerichtete Mann mit den ruckweisen, energischen Bewegungen, dem sicheren Auftreten und der scharfen lauten Sprache war zweifellos Offizier, preussischer Garde-Offizier. Das sah man ihm deutlich an, trotz des eleganten Zivils, das er trug. Nur ein solcher konnte auch von seiner menschlichen Vortrefflichkeit so bedingungslos überzeugt sein . .

Verschüchtert sass seine blasse, müde aussehende Frau, eine etwa 36jährige Blondine, neben ihm und wagte kaum, in die wie in der Instruktionsstunde rasch und schneidig dahinfliessende Erzählung des Gatten von ihrer Krankheit hin und wieder ein Wörtchen einzuwerfen.

Seit fünf Jahren war die arme Frau krank und der Herr Major hatte schon bei den bedeutendsten Aerzten Hilfe für sie gesucht. Man sah es seiner straffen Reserviertheit an, dass er nur ungern nach all diesen Kapazitäten noch den titellosen, weiblichen Arzt aufgesucht hatte. Es war wohl hauptsächlich das militärische Pflichtgefühl gewesen, das ihn dazu getrieben. Man war sich eben schuldig, alles versucht zu haben, damit man sich keine Vorwürfe zu machen brauchte . . . .

„Wie gesagt, Frau Doktor, wir setzen nun unser ganzes Vertrauen auf Sie. Leider kann ich meiner Frau nicht zur Seite sein, solange sie hier ist. Sie wissen — der Dienst! Ich übergebe Ihnen meine Frau also hiermit feierlichst! Und Du Editha, mach jetzt, dass Du wieder gesund wirst und 'ne ordentliche, schneidige Offiziersfrau, wie sichs gehört! Adieu, Schatz!" — Er küsste seine Gattin flüchtig. „Frau Doktor, ich habe die Ehre!" Die Hacken flogen zusammen und unwillkürlich glaubte man das Anklingen der Sporen zu hören. Fort war er. —

Schon einige Tage befand sich die Frau Major nun in Behandlung und sie lebte, unbeschattet von der alles überragenden Vortrefflichkeit ihres Gatten, zusehends auf, wurde lebhafter, gesprächiger und heiterer.

Doch aus den Ursachen ihres Leidens war nicht so recht klug zu werden und die Behandlung konnte deshalb mehr ein vorsichtiges Tasten, als ein energisches, zielbewusstes Zupacken sein. Sie hatte zwei Kinder, seit zehn Jahren aber war kein Drittes gefolgt.

„Wir haben uns immer in Acht genommen!“ war ihre kurze Antwort auf die Frage der Aerztin.

Viel war aus dieser Antwort nicht zu machen, jedenfalls gab sie keine volle Aufklärung. Die Eheführung nach malthusianischen Grundsätzen konnte kaum die alleinige Ursache der Leiden dieser Frau sein, obwohl sie zweifellos die Reizbarkeit und Unduldsamkeit des Mannes sehr erhöht hatte. Aber die Frau Majorin sprach sich nie weiter aus und so blieb da immer ein Rest, der sich nicht ergründen liess.

Bis dann eines Tages der Herr Major wieder auf

der Bildfläche erschien und durch Zufall die Aerztin eine Szene zwischen den beiden Gatten im nahen Walde belauschen konnte. Da war die sonst so schüchterne Frau von einer heftigen Gereiztheit, einer Erbitterung gegen den Mann, die zuerst ganz rätselhaft scheinen musste.

Wie konnte sie sich dazu hinreissen lassen, da sie doch dem Manne immerhin viele sorgenschwere Jahre bereitet und ihm grosse pekuniäre Opfer gekostet hatte?

Es war das alte Lied von dem unbedingten Herrschaftsgelüst des Mannes über das Weib, dieser unseligen, ehezerrüttenden, glück- und lebenzerstörenden Idee, die nun schon fast zwei Jahrtausende lang der Welt als „göttliches Gesetz“ verkündet wird.

Natürlich verharrte auch der Herr Major eigensinnig auf diesem Herrenstandpunkte. War er doch der Vertreter einer Kaste mit starrem, unnatürlichem Sittenkodex und rückständigsten Welt- und Lebensanschauungen. Er verlangte von seiner Frau jetzt, in diesem Zustand sein „göttliches“ Mannesrecht!

Nun war es freilich klar, woher die Erbitterung der armen Frau kam, welches zweite Moment sie gar so elend und siech und zu einer schwer zu behandelnden Kranken gemacht hatte.

Die nächste Sprechstunde brachte dann endlich die Frau Major dazu, ihr Herz ganz auszuschütten. Die Leidensgeschichte war noch schlimmer, als die Aerztin geahnt hatte. Ein Arzt, den der Major einmal zu Rate gezogen hatte, um die Grenzen seines „göttlichen Herrenrechtes" festzustellen, hatte ihm nicht einmal gewehrt, obwohl er wusste, wie es um die Frau stand!

Aber auch hier lag die Schuld nicht allein auf seiten des Mannes. Die Frau Major gehörte zu jenen Frauen, die unter solcher Vergewaltigung durch den „liebenden Eheherrn" wohl leiden und seufzen, sich ab und zu auch einmal Luft machen in masslosen Zornesausbrüchen, aber nie energisch Widerstand leisten, wo es notwendig für sie wäre. Solche Frauen werden in dem dumpfen Bewusstsein der Entwürdigung nur bitter und reizbar, statt mit Ruhe und Energie ihr Recht zu wahren und



damit erst die Ehe zu dem zu machen, was sie sein soll, zu einer sittlichen Vereinigung.

Solcher Frauen gibt es leider aber noch zu wenige unter den unterwürfigen Deutschen. Und am allerwenigsten konnte man diese sittliche Würde von einer Offiziersfrau erwarten, die, selbst Offizierskind, von Jugend auf nur von Subordination und immer wieder von Subordination, — blinder, stumpfer, maschinenmässiger — gehört hatte. Die militärische Erziehung macht ja auch keinen Anspruch darauf, sittliche Charaktere hervorzubringen, ihr genügt der unbedingte Gehorsam . . .

Und woher hätte deshalb auch der Major einen Begriff von edlerer Sittlichkeit haben sollen? Er, der als Leutnant schon gewöhnt worden war, das Weib an sich, und namentlich das der niederen Klassen, als ein untergeordnetes, seinem Willen mit Freuden dienstbares Wesen zu betrachten. Woher sollte ihm die rechte Achtung vor der weiblichen Würde kommen, ihm, dem Träger des beim weiblichen Geschlecht so beliebten und fast allmächtigen bunten Rockes, dem die Herzen der

hoch- und niedrigstehenden Frauen stets beseligt und — würdelos zugeflogen waren, ihm, dem Manche Ehre und Lebensglück besinnungslos geopfert haben mochte. Die vielgerühmte und gerade dem deutschen Offizier nachgesagte Ritterlichkeit gegen die Frauen — in Wirklichkeit ist sie ja nicht viel mehr, als ein hohles Schau- und Paradestück, ihres wertvollen Kernes längst beraubt, ein totes Dressurprodukt, das nur selten noch einem wirklichen Bedürfnis, einer verständnisvollen Auffassung von dem Werte und den Rechten des Weibes entspringt. Frauenrechte und Offizierskaste — es ist ja auch, so wie die Dinge heute liegen, ein Abgrund zwischen beiden, den erst eine späte Zeit einmal ausfüllen wird!

Wo aber die Achtung fehlt, kann man auch kein Verständnis erwarten. Die Ehe nach Malthus war hier eigentlich nichts, als ein bischen moderner Aufputz. Die scheinbare Rücksichtnahme auf die Gattin, die grosse Besorgnis des Herrn Majors vor weiterem Familienzuwachs verdeckten so prächtig verrottete eheliche Moral-

begriffe, alttestamentarischen Ehedespotismus, rücksichtsloseste Brutalität.

All' diese bitteren Erkenntnisse erschwerten natürlich die Aufgabe der Aerztin ganz bedeutend. Warum hatte bisher keine der „Kapazitäten" den verborgenen Seiten des ehelichen Verhältnisses der Beiden nachgeforscht? Eigentlich war es ja kaum zu verwundern, denn so vielbeschäftigte Leute haben meist weder Zeit noch Sinn dafür, den Psychologen oder den feinfühlenden Priester zu spielen und Wunden zu heilen, die man nicht auf den ersten Blick sehen kann. So bleibt diesen Herren trotz ihrer grossen Autorität mancherlei unenträtselt und mehr als ein Patient geht ungetröstet von dannen . . . .

Hier galt es zweierlei, wenn die Majorin noch einmal dem Leben ganz gesund zurückgegeben werden sollte: Mann und Frau aufzuklären über die Unnatur ihres Ehelebens und den Versuch zu wagen, die Frau für längere Zeit vor den despotischen Forderungen des Mannes zu schützen.

Und das führte zur Katastrophe. Kaum war es ja auch anders zu erwarten gewesen, wie es nun kam.

Der Herr Major wurde plötzlich sehr kühl und förmlich, förmlicher fast noch, als bei seinem ersten Besuche. Kurz und fast verächtlich lehnte er die Zumutung ab, Dr. Mensingas ausgezeichnetes Buch zu lesen und sich über eheliche Hygiene daraus ein wenig zu informieren. Es klang die ganze preussische Offiziersvortrefflichkeit aus seinen Worten: „Bedaure, Frau Doktor, sich darüber zu unterhalten, hat keinen rechten Zweck, darüber gehen unsere Ansichten denn doch zu weit auseinander!“ — Bald darauf bat er brieflich die Aerztin um die ärztliche Rechnung und man hörte Aeusserungen von ihm, die voraussehen liessen, dass er seine Frau wieder in die Behandlung männlicher Aerzte geben wollte.

Seine Gattin aber hatte nicht gewagt, auch nur ein Wörtchen gegen das diktatorische Vorgehen ihres Ehepapstes zu sagen. Gehorsam wie ein Rekrut folgte sie ihm.



„Er soll Dein Herr sein . . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

Heute sitzt die arme Frau seit etwa drei Jahren in einer Privatirrenanstalt, und ohne zu murren, bezahlt der Herr Major die hohen Kosten für ihren Aufenthalt. Er war ja stets ein so vortrefflicher, mustergültiger Gatte . . . . .

Schranken der Sitte.

„Nein, da muss man doch wirklich —“ Die Stimme der Sprecherin, einer üppigen Dame in schwarzem Seidenkleide, schnappte förmlich über vor tiefster sittlicher Entrüstung, „es ist wahrhaftig unerhört, wenn das ein Mädchen unserer Kreise tut! Meinen Sie nicht auch, Frau Professor?“ — Die Angeredete lächelte leise, ein mildes, verzeihendes Lächeln. Sie sagte aber nur „Hm“ und ihre Blicke streiften die dicke Frau Regierungsrat, als wollte sie sagen: „Ach, was verstehst Du von solchen Dingen!“

Die Frau Regierungsrat schien jedoch das „Hm“ für ein bedingungsloses Einverständnis zu betrachten, denn sie fuhr sogleich fort: „Nun, mein Mann und ich, wir haben jedenfalls für diese Familie nichts mehr übrig.

Wer so die ihm gezogenen Schranken der Sitte missachtet, der . . . .“ Das Weitere verklang im Strassenlärm, denn die beiden Damen bogen um die Ecke.

Die Aerztin, die zum Fenster hinausgeblickt und diesen kurzen Teil des christlichen Scherbengerichts mit angehört hatte, lehnte sich jetzt in einen Armstuhl zurück und seufzte.

Schranken der Sitte —! Was mochte das hier so lieblos verurteilte junge Weib dazu gebracht haben, diese Schranken zu überschreiten? Die Aerztin dachte zurück an die bunten Lebensbilder, die an ihren eignen Augen vorübergerauscht waren und unwillkürlich sah sie wieder wie vor Jahren die junge blonde Baronesse vor sich im Patientenstuhle sitzen.

Es war zur Zeit der mittäglichen Sprechstunde gewesen. Schluchzend — täglich tropften ja Tränen über Tränen auf den braunen Lederüberzug des Sessels — hatte die reizvolle, jugendlich frische Gestalt in dem vornehm-schlichten, englischen Strassenkostüm vor ihr ge-

sessen, die feinen Züge durchfurcht von den Linien des Schmerzes. Immer wieder hatte ein wehes Schluchzen die Leidenserzählung unterbrochen.

Aber es dauerte lange, ehe die scheue, sensible Mädchenseele sich ganz öffnete und die Baronesse von dem sprach, was ihr solches Leid gebracht . . . Lange dauerte es — und alles Zureden, alle Vernunftgründe vermochten zunächst nicht, die Pforte zu erschliessen, hinter der das höchste Glück und die geheime Qual dieses Mädchenherzens ängstlich verborgen lagen.

Die junge, schöne Baronesse war Waise, eine von denen, die zwar von der äusseren Not des Lebens verschont geblieben sind und das bittere Brot der öffentlichen „Fürsorge“ niemals haben zu essen brauchen, die aber genau wie jene Armen das Eine schmerzlich entbehren müssen: Mutter- und Vaterliebe, ja Liebe überhaupt.

Seit Jahren lebte sie mit zwei alten unverheirateten Schwestern ihres Vaters zusammen, denen Reichtum auf der einen, Mangel an wahrer Bildung und feinem

Empfinden auf der anderen Seite jene charakteristische Unausstehlichkeit, Herrschsucht und Lieblosigkeit verliehen hatten, die alten unverheirateten Frauen leider häufig zu eigen zu sein pflegt. Das Zusammenleben mit ihnen wurde dem hochgebildeten, vornehm denkenden und fühlenden Geschöpfe oft genug zur Hölle. Und doch konnte sie sich auch nicht so leicht von ihnen trennen. Es waren eben ihre einzigen Verwandten! Verliess sie die beiden Frauen, dann verlor sie ein sicheres Heim und — ein grosses Erbteil, das dann höchstwahrscheinlich zu allerhand lächerlichen, unnützen Stiftungen bestimmt worden wäre. Für die Not der Mitmenschen hatten nämlich die beiden liebenswürdigen Tanten nichts übrig, desto mehr für ihre lieben — fast hätte die Baronesse hier gesagt „Mittiere“. Eine Anzahl Katzen und Hundchen „schmückten“ das behagliche Heim und wurden unsagbar verhätschelt. Die junge Nichte aber wurde tagaus, tagein mit Arbeit und — Vorwürfen bedacht. Nur nach aussenhin wahrte man einigermassen die Pflichten der Verwandtschaft. Die Tanten führten das

junge Mädchen in Gesellschaft, hielten stets bei ihr auf eine standesgemässe Toilette und vor Zuhörern flossen sie förmlich über von Güte gegen die liebe Nichte. Doch damit hatte das Martyrium des armen Mädchens noch kein Ende. Es kam noch etwas hinzu, das ihr ohnehin freudloses Dasein zur unerträglichen Pein machte: sie liebte heimlich einen geistig hochstehenden, wie sie ungemein vornehm denkenden Mann und wurde von ihm wieder geliebt, hoffnungslos, ohne Aussicht, einander in absehbarer Zeit angehören zu können. Zwei Glückssehnsüchtige, die mit allen Fasern ihres Herzens nach Gemeinsamkeit verlangen, und doch nicht zu einander können, weil ein Meer von Hindernissen zwischen ihnen seine hohen Wellen schlägt. Schwere Sorgen: geringes Einkommen, weitgehende Verpflichtungen gegen unglückliche, hilflose Verwandte drückten den Mann, die spröde und unduldsame Lebensanschauung der Tanten, die aus brutalstem Egoismus niemals in eine Verehelichung ihrer Nichte mit einem mittellosen Bürgerlichen willigen wollten, hinderte das Mädchen. Diesen Druck der Verhält-

nisse vermochten die beiden Menschen kaum mehr zu ertragen.

„Es muss etwas geschehen, sonst gehen wir beide zu Grunde!“ hatte die Baronesse damals in heller Verzweiflung zu der Aerztin gesagt, ich sehe ihn so furchtbar leiden unter dem Zwang der Verhältnisse und ich leide nicht minder, aber ihn aufgeben — ich kann es nicht! Monatelang haben wir uns schon gemieden, vergebens. Es gibt Dinge, die sich nicht zwingen lassen.

„Und Sie haben alle Möglichkeiten erwogen, Sie können wirklich nicht heiraten?“

„Es ist jetzt unmöglich! Er muss Mutter und Schwester erhalten. In fünf, sechs Jahren vielleicht und dann . . .“

Die Aerztin wusste, was dieses „und dann“ bedeutete: Dann war es zu spät, die Beiden würden längst zusammengebrochen sein unter der Qual oder doch zum mindesten alle Lebensfreudigkeit und innere Elastizität verloren haben, die nun einmal zur Führung

einer Ehe unbedingt nötig sind. Der hübschen Baronesse sah man das an. Ihr Nervenzustand war bedenklich genug und vertrug diese Spannung nicht mehr allzulange.

Es war nicht leicht, hier zu raten und zu helfen. Mit dem bischen ärztlicher Hilfe war allein so gut wie garnichts getan . . . Wer hier seine Menschenpflicht erfüllen wollte, ganz erfüllen, der musste mehr geben, der musste einen Weg zeigen zur Erlösung, zur Befreiung dieser beiden von einem grausamen Schicksal niedergehaltenen Seelen. Und darin lag eben gerade das Schwere — es gab keinen Weg zur Erlösung diesseits der Schranken, die die Sitte gezogen . . . Sie mussten Mut haben, die Zwei, wenn sie befreit sein wollten, den Mut, eigene Wege zu gehen!

„Und wie trägt der Mann, den Sie lieb haben, dieses Schicksal?“ forschte die Aerztin.

„Oh, er ist schrecklich elend, sein Gemütszustand flösst mir die grösste Sorge ein, ich kann es garnicht mehr mit ansehen! Und ich —“



„Wie es mit Ihnen steht, das sehe ich, liebes Fräulein. Sie dürfen sich Ihr Glück nicht länger durch widrige Verhältnisse und andere Menschen rauben lassen. Verstehen Sie mich?"

„O ja — Ach, wenn ich nur wüsste — niemand darf erfahren, wie es zwischen uns steht — es ist oft so schwer auch nur ein Wiedersehn zu ermöglichen."

„Ja — es ist schwer für Sie, gewiss, aber wenn ihn heilige Pflichten binden und Sie kluge Rücksicht auf die Zukunft — ich begreife ja vollkommen, dass Sie das alles nicht leichten Herzens aufgeben wollen — dann müssen eben Opfer gebracht werden, solange, bis sich die äusseren Verhältnisse ändern. Es wäre jedenfalls lächerlich und — frevelhaft, den Vorurteilen Anderer und misslichen Umständen Gesundheit und Seelenfrieden zweier Menschen zu opfern! Machen Sie sich innerlich frei, Beide, und gehen Sie wenigstens voreinander Ihren Weg gemeinsam! Das ist mein Rat!"

„Oh Gott, wäre das möglich?" Des Mädchens Augen leuchteten in heisser Freude auf.

„Gewiss ist es möglich! Es liegt nur in Ihrer Hand, sich und dem geliebten Manne das Glück, das Sie so schmerzlich entbehren, zu schaffen. Sie werden den Schritt gewiss nicht bereuen!“

„Sie raten mir das, Frau Doktor? Sie?“ fragte das Mädchen halb jauchzend, halb ungläubig.

„Ja ich! Denn ich halte es für sittlicher, in einem solchem Falle, wie dem Ihrigen, die sonst vielleicht sehr nützlichen Schranken der sogenannten Sitte beiseite zu lassen, als in stumpfer, anerzogener Furcht vor diesen Schranken zwei Menschen mit vollem Bewusstsein tief unglücklich zu machen!“

Die Baronesse und ihr Geliebter hatten damals den Mut besessen, glücklich zu werden, eine freie Ehe zu schliessen, und sie brauchten es nicht zu bereuen. Die Welt erfuhr nichts davon, dass sie sich angehörten. Was hätte wohl auch die dicke, fromme Frau Regierungsrat dazu gesagt? Ja, ja, die Schranken der Sitte — — die Aerztin am Fenster lächelte. Ihr Gewissen war ruhig und sie würde heute nicht anders handeln und raten, als damals!

Frauenwürde . . . . ?

Puh — eine schreckliche Wolke schwülen, aufdringlich starken Parfüms erfüllte die Luft — rasch einen Fensterflügel auf! Diese hyperelegante Französin, die da eben das Sprechzimmer verlassen hatte, gehörte sicherlich keiner der vornehmsten Typen ihres Volkes an. Eine verheiratete Demimondaine vielleicht oder dergleichen. Das kostbare Strassenkleid starrte von Seide und Spitzen, aber es war geradezu unfein überladen. Der Schmuck repräsentierte vielleicht einen Wert von etwa 20—30000 Frcs., aber er war mehr protzenhaft, als schön. Das starkgepuderte Gesicht, die schwarzen, kalt und zudringlich blickenden Augen, das dunkle, à la Cleo de Mérode in Wellen



über die Ohren gelegte Haar, das scharfe, unangenehm rauhe und laute Organ — ohne Zweifel, die Fremde war eine reich gewordene Angehörige der niederen Stände.

Eine unangenehme Person! So gänzlich bar aller jener Reize, die wirklich vornehme Frauen auszeichnen und doch von Gesicht nicht gerade unschön.

Natürlich hatte Madame mindestens zwei Dutzend Krankheiten, von denen aber nicht eine einzige ihr den Gefallen tat, sich durch ihre Symptome bemerkbar zu machen.

Aber nervös war Madame, das stimmte unzweifelhaft! Unangenehm nervös sogar! Wie sie da eben mit ihrer misstönigen, fast männlich tiefen Stimme in überstürzender Hast von ihren grässlichen Zuständen erzählt hatte, das hätte zum mindesten Material genug für zehn schwere, höchst komplizierte „Fälle“ gegeben. Schon das Zuhören konnte einen halbwegs sensitiven Menschen krank machen.

Madame mochte etwa 36—38 Jahre zählen.

Dieses Faktum vermochten auch Puder und Schminke nicht mehr zu verdecken.

„Oh, ich sage Ihnen, Frau Doktor“ versicherte sie in ihrem fremdartig akzentuierten, aber leidlich fliessenden Deutsch, „es ist nicht leicht, vierzehn Jahre verheiratet zu sein und die Launen der Männer zu ertragen!“

Die Aerztin schien eher geneigt, den andern Ehepartner um dieser vierzehn Jahre willen zu bedauern. Laut fragte sie: „Und wie kommt es, dass Sie noch nicht Mutter sind?“

Die Antwort kam leise und niedergeschlagen, aber sie gab dem „Fall“ von Madame erst das höhere Interesse. Die Aerztin liess ein gedehntes „So—o—o!“ hören und fragte dann weiter: „Und seit wann ist Ihr Gatte in diesem Zustande?“

„Oh, schon bevor ich ihn heiratete! Aber der Elende hat mir nichts davon gesagt, denn sonst hätte ich ihn natürlich nicht genommen! Ich sah erst, dass er mich betrogen hatte, als es zu spät war!“

„War denn ihr Mann schwächlich und ungesund, als Sie ihn heirateten?“

„Aber nein, garnicht! Er ist gross und stark, viel grösser als ich, ein Riese beinahe und doch —“

„Sonderbar! Sagen Sie, was hat Sie zu der Ehe veranlasst? Gegenseitige Neigung?“

„Allerdings, ich habe Gaston wirklich lieb gehabt, und glaubte, einen guten Mann an ihm zu bekommen. Ich stand so ganz allein damals und er sagte mir so oft, dass er mich leidenschaftlich liebe. Alle Tage bestürmte er mich, doch endlich nachzugeben, er könne es gar nicht erwarten, mit mir vereinigt zu sein. Oh, der Abscheuliche, er wollte nichts, als mein Vermögen und —“ hier stockte sie und blickte verlegen zu Boden — „dann noch etwas Anderes —“

„Vertrauen Sie sich mir ruhig an“ fiel hier die Aerztin ein, „was war dieses Andere?“

„Gesund wollte er werden durch mich! Man hatte ihm gesagt, dass er durch die Ehe mit einem gesunden Mädchen seine alte Kraft wieder erlangen könne!“ —

Man soll doch nie vom ersten Eindruck sich beherrschen lassen. Der Fall von Madame schien nach diesem Geständnis ganz anders zu liegen, als es zuerst den Anschein hatte. Vielleicht war in dieser Ehe doch die Frau mehr zu beklagen, als der Mann?

„Und hat Ihr Mann diese Hoffnung jetzt aufgegeben? Stellt er noch Forderungen an Sie?“

„Das ist es ja gerade. Er ist leidenschaftlicher als je, obwohl — und er schlägt mich, wenn ich ihm wehren will!“

„Und ein solches Leben haben Sie vierzehn Jahre lang ununterbrochen geführt?“

„Ja, was sollte ich tun? Er war doch nun einmal mein Mann!“

„Da hätten Sie sich scheiden lassen sollen! Dazu hatten Sie doch vollauf das Recht! Und es wäre auch die einzige Rettung vor schwereren Nervenanfällen gewesen.“

„Ja, das habe ich mir auch schon oft genug selbst gesagt, aber es geht doch nicht!“ Madame war jetzt ganz niedergeschlagen und mutlos.

„Und weshalb sollte es nicht gehen? Sagten Sie nicht, dass Sie vermögend seien?“

„Allerdings — aber — wir sind Katholiken!“

Aha — unlösbare Ehe! Hier war ja wieder einmal ein ganz besonders erbaulicher Beweis von der „Sittlichkeit“ dieses christlichen Dogmas. Doch die Priester der Kirche hatten ja noch ganz andere Dinge sanktioniert, solche „Kleinigkeiten“ stören ihr frommes Seelengleichgewicht nicht weiter.

„Für Sie handelt es sich auch schliesslich gar nicht um Scheidung, sondern nur um Trennung!“ antwortete die Aerztin, „Sie müssen vollständige Ruhe haben dann werden Ihre zerrütteten Nerven langsam wieder in Ordnung kommen. Keine Badekur aber kann Sie heilen, wenn Sie wieder zu Ihrem Manne zurückkehren!“

Madame zögerte eine Weile mit der Antwort. Ihre Züge veränderten sich auffallend, während sie nachdachte. Etwas Scheues, Furchtsames kam hinein, unwillkürlich kauerte sich ihre grosse, kräftige Gestalt verängstigt zusammen. Fast unhörbar, mehr wie zu

sich selbst, murmelte sie: „Ja, wenn ich mich nur nicht so fürchtete!“

„Fürchten? Wovor denn? Ihre Frauenwürde endlich einmal zur Geltung zu bringen? Ihr gutes Recht zu behaupten? Fühlen Sie denn nicht, dass Sie schändlich gemissbraucht und um Ihr Lebensglück von diesem Manne betrogen worden sind? Sie lieben ihn doch nicht etwa noch?“

Die ehrliche Empörung hatte diese Worte eingegeben, aber die Aerztin fühlte auch sogleich, dass sie über Madame hingegangen waren, wie ein leerer Schall. Worte, die keine Resonanz in der Seele dieses Weibes finden konnten, weil diese Seele in halbtierischer Furcht vor der rohen Gewalt, in sklavischer Abhängigkeit und geistiger Unselbständigkeit versunken war, wie in einem stagnierenden Sumpfe.

Diese verkümmerte — oder sollte man sagen „verkommene“? — Frauenseele war nicht mehr zu wecken!

Die Gestalt Madames bot in ihrer zusammenge-

sunkenen, energielosen Schlaffheit einen geradezu kläglichen Anblick.

„Oh, Sie wissen ja nicht“, jammerte sie, „wie furchtbar Gaston in seiner Eifersucht ist! Er hat geschworen, mich zu töten, wenn ich ihn verlasse!“

„Unsinn!“

„Nein, nicht Unsinn! Sie kennen ihn ja nicht! Er tät es wirklich! Und wenn ich auch vor ihm fliehen wollte — keine ruhige Stunde hätte ich mehr — er würde mich überall aufspüren, überall hin mich verfolgen und dann —“

In wirklicher Angst schlug das Weib die Hände vor das Gesicht, als könnte sie damit das Schreckgespenst des eifersüchtigen Gaston bannen.

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an! Es muss doch noch eine Rettung für Sie geben. Suchen Sie doch Schutz bei Freunden und rufen Sie die Hilfe des Gesetzes gegen Ihren Mann an, wenn er Sie mit dem Tod bedroht. Nehmen Sie sich einen tüchtigen Advokaten! Aber — zögern Sie nicht mehr länger,



sonst ist es zu spät! Das begreifen Sie doch, nicht wahr?“

Madame nickte, aber so müde, so stumpf, so teilnahmlos und unüberzeugt, dass man deutlich sehen konnte: Hier war jeder Rat vergebens.

Und als sich die elegante Fremde dann erhob und der Tür zuschritt, ging ihr unabänderliches Schicksal mit — sie kehrte zurück in ihren Sumpf, freiwillig und doch willenlos, ohne Gefühl für ihre tiefe Erniedrigung, eine Verlorene . . . .

Nur der widerwärtige Parfüm blieb im Zimmer zurück, wie der schwüle Atem tiefer Verkommenheit —

Alternde Mädchen.

Wieder eine Kandidatin für das grosse Leidensheer der Nervösen! Ja, ja, die bösen dreissig Jahre! Es scheint wahrhaftig, als ob sie zuweilen eine gewisse Grenzscheide bedeuten, an der den Menschen, und namentlich den Frauen, die Jugendfrische verloren geht und sie in ängstlicher Spannung das Alter zu erwarten anfangen. Es kommt noch nicht die Resignation, der müde Verzicht, sondern nur die ahnende Furcht vor ihm, und gerade sie ist es, die die nervösen Erscheinungen hervorruft, wenn nicht ein innerliches Ausgleichsmoment vorhanden ist.

Hier schien das auch der Fall zu sein, denn die grosse, kräftige und sehr hübsche Blondine sah sonst nichts weniger als krank aus, wenn sie in aufrechter

Haltung mit elastischem Gange durch die Strassen schritt. Jetzt aber war auch über sie eine quälende innere Unruhe, eine fortwährende Reizbarkeit und Unzufriedenheit gekommen.

Sie konnte sich das garnicht recht erklären, oder scheute sich doch wenigstens, sich selbst Rechenschaft darüber zu geben. Tief verborgen auf dem Grunde ihrer Seele schlummerte wohl die Gewissheit, aber sie versteckte sich ängstlich, wie eine Schuld, die das Licht zu scheuen hat . . Wenn Hanna manchmal allein sass in ihrer freundlichen, weinumrankten Giebelstube und herausblickte über die sonnenbeschienenen Dächer und Türme der Stadt, hinüber nach den im blauen Dämmerduft liegenden Bergketten, da wollte es sie wie eine wilde, wehe Sehnsucht überkommen nach einer fernen, schönen Liebe, die ihr unerreichbar schien. Und in den lieben Sommernächten, in denen das Menschenherz ohnehin so gern hinausträumt in gleissenden, schimmernden Mondeszauber und seine Hoffnungen und Wünsche auf silbernen Lichtrossen weithin über die Erde schickt zur

nächtlichen Märchenfahrt in blaue Sehnsuchtslande, da warf sich auch die blonde Hanna schlaflos auf ihrem Lager umher und blickte oft stundenlang hinaus, bis ein Tränenstrom die Spannung in ihrer Brust löste und sich dann langsam der Schlaf auf ihre müden Augen senkte. Ja, ja, die bösen dreissig Jahre! — —

Hanna hatte aber auch Niemand, dem sie sich hätte anvertrauen können. Ihre Mutter war seit zehn Jahren tot und der Vater? Was wusste und konnte ein im Aktenstaub vierzigjährigen Beamtendaseins ergrauter und erstarrter Mann von den heimlichen Regungen eines unbefriedigten Mädchenherzens wissen? Er liebte Hanna wohl, aber nach seiner Art und diese Art hatte nicht genug Kraft, zu leuchten und zu wärmen. Und dann war auch noch etwas, das wirklich fast wie eine Schuld aussah, und das Hanna am allerwenigsten ihrem Vater hätte sagen können, wenn er auch der beste, verständnis- und liebevollste Mann gewesen wäre . . .

So kam sie ins Sprechzimmer und — beichtete. Das Leid ihrer dreissig Jahre . . .

Und dann auch das Andere . . . Hanna hatte einen Vortrag gehört, in dem die Aerztin die Mädchen vor solchen heimlichen Verirrungen gewarnt hatte. Da war ihr schwer die eigene Torheit auf die Seele gefallen und nun durchzitterte sie die bange Frage: „Wird mir meine Torheit Leiden bringen? Werde ich büssen müssen dafür?“

„Nur ruhig, liebes Kind, so schlimm ist es nicht! Dazu blicken Sie denn doch auch zu gesund in die Welt! Aber in Ihrem Gemütsleben scheint freilich eine störende Disharmonie vorhanden zu sein!“

„Ja, das fühle ich selbst!“ —

„Nun, und ist keine Hoffnung auf einen Ausgleich dieser Disharmonie in Ihnen?“

„Wie meinen Sie das, Frau Doktor?“ Hannas Frage klang verständnislos.

„Nun, zum Beispiel, das eine: Sind Sie verlobt, haben Sie Aussicht auf die Ehe?“

Die hübsche Blondine errötete leicht: „Nicht eigentlich“ brachte sie ein wenig zögernd hervor, „aber frei

bin ich auch nicht. Ich warte und hoffe seit mehreren Jahren. Glauben Sie mir“ hier schossen in die blauen Augen plötzlich Tränen, „es ist unsagbar qualvoll, diese Ungewissheit — dieses Warten!“

„Und warum können Sie nicht heiraten?“

„Ach, weil der, auf den ich warte, noch viel zu wenig verdient. Er hat sich noch nicht entschieden und so kann es noch Jahre dauern!“ —

„Das wäre schlimm für Sie. Bei Ihren dreissig Jahren, Ihrem Temperament und Ihrer augenblicklichen hochgradigen, seelischen Unruhe muss ja ein so langer Brautstand gefährlich werden! Sie sollten also auf ein Mittel sinnen, Ihre Vereinigung so bald als möglich herbeizuführen!“

„Ja aber, wie könnte ich das, Frau Doktor? Ich muss doch warten! Vermögen habe ich ja keines!“

Ach — die alte Geschichte, — das untätige Harren und Hoffen auf den Bräutigam! Doppelt kläglich bei diesem grossen, hübschen, vollkräftigen Mädchen!

„Sie leben bei Ihrem Vater?“ —

„Allerdings!“ —



„Ueben Sie irgend einen Beruf aus oder haben Sie etwas gelernt, um selbständig erwerben zu können?“

Der blonden Hanna mochte dieses Examen seltsam erscheinen und sie machte erstaunte Augen.

„Nein, nur die Hauswirtschaft!“ kam es dann aber doch, wenn auch zurückhaltend, von ihren Lippen. Sie merkte wohl, dass blosse Neugierde diese Fragen nicht veranlasst hatte.

„Ja, liebes Kind, das ist eben das Elend! Sie erhoffen alles vom Manne und würden ihm jetzt doch nur ein Ballast sein. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu denen, die den Wert hauswirtschaftlicher Arbeit zu niedrig einschätzen aber hier ist es doch gerade der Umstand, dass Sie nur die Hauswirtschaft und nichts weiter gelernt haben, der Sie an der Vereinigung hindert. Ergreifen Sie einen Beruf, erwerben Sie selbständig, treten Sie dem Manne Ihrer Wahl mit einem eigenen Einkommen gegenüber und Ihrer Vereinigung wird nichts mehr im Wege stehen!“

Mutlos sank der blonde Mädchenkopf vorn über:

„Lernen? Erwerben? Was sollte ich mit meinen dreissig Jahren wohl noch anfangen? Ich bin doch schon zu alt!“

„Unsinn, zum Lernen ist man nie zu alt! Freilich müssen Sie sorgfältig prüfen, welcher Beruf am besten für Ihre Befähigung und Ihre Neigungen passt, ob Sie diesen zukünftigen Beruf auch werden ausfüllen können. Aber schliesslich — Sie sind doch dreissig Jahre und werden deshalb wohl wissen, auf welchem Gebiete Ihre Fähigkeiten liegen. Es gibt so mancherlei, was sich für ein Mädchen Ihres Standes und Ihres Bildungsganges eignet. Fassen Sie nur kräftig und mutvoll zu. In Ihrer Hand liegt das eigene und des Geliebten Glück. Wir Frauen müssen endlich einmal lernen, uns das Glück unter Umständen selbst zu zimmern und nicht dem Manne alle Arbeit daran zu überlassen. Sonst wird es in der Welt bei den heutigen verschrobenen und unnatürlichen sozialen Verhältnissen, die Ehe und Familienglück zu dem nur von Wenigen zu erreichenden Ziele eines Preiswettlaufs ums liebe Geld

machen, niemals besser werden. Fassen Sie also Mut, liebes Fräulein, schauen Sie das Leben wieder mit frischen Augen an! Untätiges Hoffen führt nicht zum Ziele, niemals und nirgends!"

Das rechte Wort, der rechte Ton waren gefunden und Hannas Seele war jung, nahm die Worte freudig auf, so seltsam neu und ungewohnt auch ihr Inhalt für sie sein mochte. Für sie waren sie eine frohe Botschaft, wie sie ihr noch Niemand gebracht. Mit leuchtenden Augen hatte sie zuletzt zugehört, in ihren Zügen prägten sich deutlich erwachender Wille, zuversichtliche Hoffnung, neugeweckte Lebensfreudigkeit aus.

In ihrem Leben war ein Wendepunkt eingetreten, — neu sollte es fortan aufwärts gehen, in froher Arbeit zum hohen Ziele der beglückenden Gemeinsamkeit. Und war ihr dieses Ziel nicht zu erreichen beschieden, so blieb doch ein Inhalt ihres Lebens — Arbeit, Beruf, Schaffen und Wirken, bis der Abend kam . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Da ist das ärmere Volk doch klüger, als solche Frauen der besseren Stände. Dort greift die Frau mit

zu, tüchtig und unermüdlich baut sie mit an dem Nest, das die Eltern für sich und die junge Brut braucht. Dort ist die Frau schon lange eine brave, wirkliche Gefährtin, eine Mitschöpferin, keine blosse Verwalterin des Gutes, das der Mann erworben. Freilich nicht immer führt Frauenarbeit zu gutem Ziele und der leidende Teil ist zuweilen eines dabei — das Kind. Es tut eben nicht gut, auf diesem Gebiete verallgemeinern zu wollen und eines schickt sich nicht für alle, doch gelten für das Mädchen andere Aufgaben, als für die Mutter.

Wo aber, wie in den sogenannten besseren Ständen Vorurteile und verschrobene, unnatürliche Sitte eine undurchdringliche Dornröschenwand um das Weib aufgeführt haben und die heranwachsenden Mädchen zwingen, untätig, kraft- und würdelos dem Erlöser Mann entgegenzuharren, dort ist Frauenarbeit der Zauberstab, der alle Türen aufsprengt, der die Dornen zurücklässt, die den Pfad zur Freiheit, zum Glücke versperren.

Ist es einer kräftigen, gesunden Frau würdig, sich einsam, klaglos, stumpf und unnötig in ungestillter Sehnsucht nach dem Manne zu verbluten, der nicht kommen

will oder nicht kommen kann? Freilich, die moralischen Leute nennen das „seelische Grösse!“ Verkehrte Welt!—

Und wer hat denn die heutigen unnatürlichen, sozialen Verhältnisse und damit sein eigenes Elend geschaffen? Hauptsächlich doch der Mann durch sein jahrhundertelanges Beiseitedrängen der Frau, dadurch, dass er versäumte, die Frauenarbeit als schaffenden und mehrenden Faktor in seine soziale Rechnungsformel einzusetzen.

Er sollte sich freuen, dass endlich nun auch im Weibe, das bisher stumpf und dumpf im Banne vererbter Anschauungen und herkömmlicher, gedankenloser Lebensregeln sein Dasein verträumet und vergeudet hat, die Schöpfer-, die Erlöserkraft erwacht.

Er sollte sich freuen, wenn endlich all das unendliche, moralische Elend, die zahllosen zerstörten Lebenshoffnungen, die haltlose Unnatur unseres gangen Daseins verschwänden durch die befreiende Arbeit des Weibes, durch die rettende Tat, die eine, die not tut: *wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau!*

„Ärztliche Moral“.

„Und Sie sind wirklich sicher, dass Sie damit keine ungerechte Beschuldigung aussprechen? Es ist eine schwere Verantwortung, die Sie auf sich nehmen! Verdächtigen Sie einen Arzt nicht leichtfertig in so schwerer Weise!“

„Nein, nein! Das ist kein Unrecht — kein Irrtum — das letzte Mal, als ich bei ihm war, war alles so anders, so sonderbar, er selbst war so merkwürdig freundlich, so zudringlich — redete furchtbar viel — berührte mich oft dabei und —“

„Haben Sie gesehen, was er mit Ihnen tat?“

„Nein, das nicht, das konnt' ich niemals, er hat mich immer angeschnallt auf einen Stuhl, mit dem Kopf

lag ich dann tief und konnte nichts sehen. Ach, der Stuhl war entsetzlich! Mir wurde immer ganz schlecht — alles Blut stieg mir in den Kopf und ich glaube, ich bin ein paar mal ohnmächtig geworden! Ach es ist eben zu schrecklich, wenn man zu einem Manne gehen muss!"

Das Mädchen, das diese verblüffenden Enthüllungen machte, war nicht etwa eine hysterische, phantasiebegabte Grossstädterin, ein raffiniertes Lebemädchen dem „la grande fête de la vie" mit allen Chikanen etwas Vertrautes ist und in dessen Gedankenwelt die abenteuerlichsten Dinge kunterbunt durcheinander wirbeln. Nein — es besass noch die ganze gesunde, lebensfrische Unverdorbenheit der Dörflerin und war eine hübsche kräftige Person. Und doch hatte das Ereignis, von dem sie soeben erzählte, in ihrer Seele unvertilgbare Spuren zurückgelassen, war ihr zu einer Fackel geworden, die mit grausam plötzlicher Helle ihr den Leidensweg des Weibes erleuchtet hatte.

Sie war damals kaum siebzehnjährig, ein völliges

Kind noch. Direkt vom Elternhause aus hatte sie der Weg in jenes landärztliche Sprechzimmer geführt, in dem der unschuldige Friede ihres Herzens ein so jähes Ende finden sollte.

Der Arzt, ein „forscher, schneidiger“ junger Absolvent und schmissereicher, ehemaliger Korpschargierter, hatte das hübsche, schüchterne Landpomeränzchen, das so rührend unwissend war und zu ihm noch ganz mit Augen à la Chamisso emporblickte, einer recht gewissenhaften, eingehenden Untersuchung unterworfen. Sie hatte ihm, ab und zu einmal stockend und heftig errötend, über allerlei kleine Beschwerden vorgeklagt und am Schlusse der Konsultation fand der Herr Doktor eine langwierige Behandlung für nötig. Sie musste noch öfter zu ihm kommen. Die ersten Male ging alles gut, aber dann — eines Tages kam sie ganz erregt nach Hause und fühlte sich krank. Der gute, treuherzige Papa-Kantor und seine freundliche Gattin ahnten nicht, was ihr hübsches Töchterchen so aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht haben könnte. Sie

fragten auch nicht weiter — das würde sich schon von selbst wieder alles geben! Freilich wunderten sie sich, dass Elsbeth gar nicht mehr zu dem Arzte gehen wollte, aber ihr harmloses Gemüt dachte nichts arges dabei. Elsbeth wieder brachte es nicht über sich, ihren Eltern den Kummer anzutun und das Schreckliche zu erzählen. Sie verschloss es vielmehr schamvoll in ihr Inneres und lies keine Seele hineinblicken. Es fehlte ihr auch der Mut dazu, ihre Schande auf die Gasse zu tragen. Aber ihr Frohsinn verblich seit jener Zeit, und sie ward ernst und in sich gekehrt.

Bis ihr dann eines Tages doch der Mut kam, öffentlich als Anklägerin gegen den Arzt aufzutreten. Sie fand eine mütterliche Freundin, die das hübsche, trübsinnige Mädchen lieb gewann und ihr Gemüt zu erheitern suchte. Da schüttete Elsbeth schliesslich doch einmal ihr Herz aus, die Freundin aber ging voll ehrlicher Entrüstung hin und erstattete gerichtliche Anzeige gegen den Arzt.

Elsbeth gewann nichts dadurch. Nur, dass ihr

Leid offenbar und — zum Gerede der Leute wurde. Zeugen hatte sie nicht — wohl musste der Herr Doktor eingestehen, dass seine Patientin unberührt zu ihm gekommen war, aber er blieb dabei — das Mädchen habe sich in der Person geirrt! Freilich — das konnte ihn nicht ganz reinigen — der Verdacht blieb auf ihm sitzen, aber Elsbeth ging ohne eine öffentliche Genugtuung von dem Richterstuhle. In den Augen der Welt war auch sie befleckt . . . Man konnte ja nicht wissen, wie sich die Geschichte zwischen den Beiden abgespielt, — — vielleicht hat die hübsche Kleine garnicht so ernsthaft Widerstand geleistet und klage jetzt erst, weil der Arzt nicht „Ernst gemacht" usw. So flüsterten die bösen Zungen.

Der gute, alte Kantor hatte es glücklicherweise nicht erlebt, dass seine Einzige so schändlich in der Leute Mäuler kam. Er fiedelte bereits im Jenseits den Englein auf seiner Violine den Himmelsreigen vor . . . . Aber die alte Mutter Elsbeths traf es um so schlimmer.

Wusste sie ja doch am besten, wie rein und schuldlos die Seele ihres Kindes war.

Elsbeth kam auch nicht mehr so recht ins Gleis. Es litt sie nicht mehr in dem Dörfchen, wo sie Jedermann mit sonderbaren Augen anzublicken schien. So nahm sie eine Stellung in der Stadt an. Die Mutter starb inzwischen auch und Elsbeth stand allein und unbeschützt da.

Ihr Martyrium vollendete sie — der ältere Herr, als dessen Wirtschafterin sie nach dem Tode seiner Frau weiterblieb, wurde der Vater ihres ersten Kindes . .

Und doch war es ein gütiges Schicksal für Elsbeth, denn dieser Mann wurde auch ihr und ihres Kindes wahrer, bester Freund und das ist leider selten . . . Das Gesetz — unser „herrliches“ Gesetz — gibt dem unehelichen Vater ja förmlich das Recht, seines eigenen Kindes grösster Feind zu sein! *)

So kam Elsbeth schliesslich doch auch zum Frieden

---

*) Das „Bürgerliche Gesetzbuch“ erklärt den unehelichen Vater für nicht verwandt mit seinem Kinbe!

und einem bescheidenen Glück. Das Verdienst des Arztes, der ihr Vertrauen seinerzeit so schändlich gemissbraucht, war es gewiss nicht!

Wieviel Frauen mögen solchem Missbrauche aber zum Opfer fallen und wie viele daran wieder an Leib und Seele zugrunde gehen?

Viele Aerzte glauben an die Duplizität der Fälle. — Fast scheint es, als sei das ein berechtigter Glaube. Noch am selben Tage kam eine junge Kunstschülerin ins Sprechzimmer der Aerztin, achtzehn Jahr alt, mit der Unwissenheit eines Kindes in allen internen Angelegenheiten des Lebens. Gerade solchen Wesen gegenüber ist es ja ein doppeltes Verbrechen, das reine Vertrauen so hässlich zu enttäuschen und den inneren Frieden zu zerstören. In unserer Zeit sind die Menschen ohnehin in ihrem sexuellen Verständnis und Empfinden viel zu früh reif.

Auch sie war jäh aus ihrer Unschuld und Herzensruhe aufgerüttelt und herausgeworfen worden. Wodurch —? Sie erzählte: Einer geringfügigen Geschwulst

halber hatte sie einen Frauenspezialarzt konsultiert. Sonderbar, er hatte sie zunächst kurz untersucht und dann zu warten gebeten, bis die Sprechstunde vorüber sei. Ihre Verwunderung aber hatte sich noch gesteigert, als er sich anschickte, nachdem alle andern Patienten sich entfernt hatten, sie zu narkotisieren.

Dass das nicht nötig gewesen war, liess sich aus der Beschaffenheit der Geschwulst jetzt noch feststellen. Und der Zweck der Narkose —? Als das junge Mädchen auf einer Chaiselongue aus der Betäubung erwachte, fiel ihr Verschiedenes auf und vor Allem — das hässliche, cynische Benehmen des Arztes, das ihr heftige Angst einflösste; seine unpassende Vertraulichkeit, sein gerötetes Gesicht, seine seltsam funkelnden Augen . . . In halber Betäubung verliess sie ihn, überzeugt, dass er seine Rechte als Arzt weit überschritten hatte . . . Und auch dieses Mädchen war keine Hysterische, sondern ein kerngesundes junges Blut.

In ihrer jungen Seele haftete der Stachel und die



Scham jenes Augenblicks trübte die frohe Reinheit ihres Blickes für immer.

Zeugen hatte auch sie nicht . . . Der Mann ging und m u s s t e straflos ausgehen, kein Gericht würde ihn auf die Aussage des Mädchens allein hin verurteilt haben. Ob ihn sein Gewissen wenigstens nachträglich selbst verurteilte? Wohl kaum . . .!

Man sagt oft auf Seiten der Herren Aerzte, es sei bezeichnend, dass niemals aufgeklärte oder kluge Frauen solche Dinge erleben, sondern fast immer nur „dumme“ oder allenfalls hysterische Frauen.

Damit glaubt man denn alle Verdächtigungen zu entkräften. Dass aber die unumschränkte Gewalt des Arztes über seine Patientin im eigenen Sprechzimmer für ihn selbst eine Gefahr bedeutet, wenn er noch jung und sittlich nicht ganz fest und der Patient vor ihm ein urteilsloses, fügsames junges Weib ist, das wird wohl niemand bestreiten, ja vielmehr wird man sich in einem künftigen Zeitalter wundern, wie es überhaupt möglich war,

dass anständige Frauen sich ohne Weiteres männlichen Aerzten überliessen. Die Wissenschaft kennt kein Geschlecht und kein Schamgefühl, von ihrem hohen Berufe erfüllte Aerzte werden auch erhaben über derartige Versuchungen bleiben, gibt es aber nicht auch schwache, sittlich Verkommene unter ihnen? — Gibt es nicht sehr, sehr viele, die vor Allem keine Achtung vor dem weiblichen Geschlechte besitzen und in cynischer Weise in ihm nur ein Genussmittel erblicken? — Wie verderblich wird für solche Aerzte ihre unumschränkte Macht!

Wie nahe liegt da nicht die Gefahr, dass sie Verfehlungen dieser Art höchstens aus Furcht vor einem Konflikt mit dem Strafrichter, aber nicht aus eigener, innerer Ehrenhaftigkeit und aus ethischen Rücksichten unterlassen!

Und dann ist da noch ein Punkt: wie viele solcher Aerzte, die dem weiblichen Geschlechte mit dem ganz ungerechtfertigten Gefühle souveräner Verachtung gegenüberstehen, schaffen sich selbst aus lang-

jähriger, vom studentischen Treiben her liebgewordener Gewohnheit ein weiteres Moment, das ihre sittliche Widerstandskraft schwächt, nämlich durch den Alkohol! Soll auch noch dieses Bild aufgerollt werden? Genug — das alles spricht wohl für sich selbst!

Der eine Augenblick ....

Das klein bekümmerte fast in sich selbst hineinkriechende Weiblein sah aus, als ob das Alter und die Sorgen gemeinsam mit eisernem Drucke ihre schwachen Schultern gebeugt hätten. Und doch war sie erst einige Dreissig alt! So schienen also die Sorgen wieder einmal allein die Schuld zu tragen, dass frühzeitig ein Frauenkörper unter der Last des Lebens zusammenzubrechen drohte.

Das war aber ein Irrtum. Die arme Frau litt an einem einzigen Augenblicke ihrer Jugend. Der hatte ihre Wangen so früh gebleicht, ihre Augen getrübt, ihren Körper siech und elend gemacht, und nicht zuletzt auch ihr Gemüt niedergedrückt, dass sie jetzt fast der Verzweiflung nahe war.

Die Schuld eines Augenblicks, doch nicht ihre Schuld — „cherchez l'homme!" Und fast wäre diese Schuld, die das arme Weib nun fünfzehn Jahre ihres gequälten Lebens als tiefstes Geheimnis zu verbergen gewusst hatte, auch weiter verborgen geblieben, aber das Seelchen sehnte sich nach einer Beichte und wem legt die Frau eine solche lieber ab, als einer Frau?

Erst kam dabei allerlei Anderes heraus, Selbstverständlichkeiten, winzige Nadelstiche des Alltagslebens, kleine Nöten und Sorgen. Aber dann begann das Frauchen von ihrer Krankheit zu sprechen. Fünfzehn Jahre ertrug sie nun schon ein Leben unter fortwährendem Kränkeln und unaufhörlicher Gemütsbedrückung. Sie war verheiratet, besass zwar keine Kinder, hätte aber trotzdessen mit ihrem Manne ganz glücklich leben können, wenn — ja wenn eben dieser eine Augenblick nicht gewesen wäre!

„Ich will es Ihnen anvertrauen, Frau Doktor, das Eine, das ich bisher noch keiner Menschenseele, auch meinem Manne nicht gesagt habe. Hören Sie also:

„Bevor ich meinen Mann heiratete, war ich mit einem Anderen verlobt. Der schlechte Kerl —“ hier schluchzte sie plötzlich heftig auf — „der hat mich unglücklich gemacht für's ganze Leben!“ Sie schwieg und weinte eine Weile still vor sich hin.

„Nun, und wie ist das gekommen?“ drängte die Aerztin.

„Ach, Sie wissen ja, Frau Doktor, wie das so eben kommt! Wenn man jung ist, vertraut man. Einmal bei einem Spaziergang führte mich mein Bräutigam abseits und da — —. Bald darauf musst' ich erfahren, dass er ein ganz spottschlechter Mensch war, dass er mich unglücklich gemacht hatte“.

„Fühlten Sie sich Mutter?“ —

„Ach nein, wenn es das nur gewesen wäre, das hätte ich ihm verziehen, das hätte mich sogar glücklich gemacht, aber so —“. Sie stockte verlegen.

Die Aerztin begriff und liess ihr Zeit. Und so kam das Bekenntnis: Der Mann war gewissenlos genug gewesen, nicht nur ein reines, ahnungsloses Mädchen

an sich zu fesseln, obwohl er wusste, dass sein Körper von der schmutzigen Lustseuche durch und durch vergiftet war, nein, er hatte sogar das Verbrechen begangen, sie zu berühren und auch die Unschuldige zu vergiften mit dem verderbenbringenden Hauche seines Lasters. Er war vielleicht nur unwissentlich schuldig geworden, hatte, durch eine der beliebten allopathischen Scheinheilungen dazu verleitet, vielleicht geglaubt, rein zu sein? Nicht doch — er hatte mit vollem Bewusstsein gehandelt und nicht nur das! Gemeinste Berechnung, brutalste Ichsucht waren der wirkliche Hintergrund seiner Tat! Der verbrecherische Volksaberglaube, den keine Erziehung, kein Unterricht bei uns sich zu bannen bemüht, der Aberglaube, dass ein solcher durch und durch vergiftete Mann rein werden könne in der Vereinigung mit einem gesunden, jungfräulichen Mädchen, er beherrschte auch diesen Mann und ohne Besinnen, ohne die brutale Ehrlosigkeit seines Handelns zu empfinden, suchte und fand er sein Opfer . . . Als das unglückliche Mädchen sich über-

zeugen musste, was mit ihr geschehen war, da wagte sie in brennender Scham lange nicht, sich einem Arzte anzuvertrauen, aus Furcht, die Welt könne davon erfahren.

„Was ich litt, um meinen Zustand vor den Leuten zu verbergen, das kann ich gar nicht sagen! Erst als ich es garnicht mehr ertragen konnte, ging ich zu einem Arzt!“

Ob der ihr geholfen haben mochte? Es schien nicht so; nach dem, was die Frau darüber berichtete, war es wohl wieder einmal eine Behandlung zur Beseitigung der äusserlichen Symptome, doch nicht des eigentlichen Leidens, gewesen. Der Erfolg ist in solchen Fällen nur zu oft der, dass das Krankheitsgift im Körper bleibt und nur für einige Zeit zurückgedrängt wird.

„Und was geschah mit dem Manne?“ fragte die Aerztin.

„Von jenem Tage an graute mir vor ihm — ich kam nicht mehr mit ihm zusammen, unsere Verlobung

wurde aufgelöst. Er wurde immer kränker und ein Jahr später ist er gestorben, einen schrecklichen, abscheulichen Tod!“

„So ist er also seinen Sünden erlegen. Nun, das war wenigstens Gerechtigkeit!“

„Ja, das war es wahrhaftig!“ Die zusammengesunkene Gestalt richtete sich empor und die matten Augen glühten auf. Nun, diese Frau hatte auch wirklich keine Veranlassung, das Verbrechen, das an ihr begangen worden war, in schwachmütiger Weichherzigkeit zu verzeihen. Sie hätte dazu erst unehrlich gegen sich selbst sein müssen — —.

„Seit Jahren plagt mich nun die Angst, ob ich nicht auch meinen Mann krank gemacht habe, den Guten, der nichts ahnt! Und dann — wie's wohl mit mir selber enden wird?“

Sie blickte düster vor sich hin. Oft schon schien der dunkle Fittig der Melancholie, der nagenden Gewissenspein diese arme Seele überschattet zu haben. Und das war wohl auch das Hauptleiden der Frau.



Oder ob doch das Gift jener entsetzlichen Seuche heimlich in grausamer Langsamkeit an ihrem Marke nagte, trotz der Zeit von 15 Jahren? Oder würde vielleicht die Erlösung erst dann eintreten, wenn der Wahnsinn mit seinen Krallen nach dem armen Frauenhirn gegriffen und das matte Geisteslicht vollends verlöscht hatte? Wer das mit Bestimmtheit hätte voraussagen können!

Hier war wohl wirklich die furchtbare Angst peinigender und schädlicher, als das positive Leiden, es galt, einer beginnenden Gemütskrankheit von vornherein die Wurzel abzugraben. Dann war es immer noch Zeit, um etwa wirklich vorhandenes körperliches Leiden zu bekämpfen.

„Ja, liebe Frau, das hilft nun einmal nichts, zunächst müssen Sie frischen Lebensmut schöpfen, Ihren Körper kräftigen, einmal ein paar Wochen nicht arbeiten und tüchtig spazieren gehen und so weiter! Nur den Kampf nicht aufgeben, nicht vorzeitig die Flinte ins

Korn werfen!" Eine Regenerationskur, gute Luft, Ruhe, Gemütsruhe namentlich — das waren so die ärztlichen Ratschläge".

Schon der freundliche Zuspruch schien Wunder an dem bekümmerten Weiblein zu bewirken. Sie richtete sich ordentlich gestärkt auf und verliess in sichtlich hoffnungsfreudiger Stimmung das Sprechzimmer.

Die Aerztin aber registrierte wieder einmal einen von den unzähligen Fällen, in denen der Mann, der die Stütze und der Schutz des schwachen Geschlechts sein will, zum Verbrecher an ihm wird. Den Mann traf hier allein die ganze Schwere der Verantwortung, nicht nur als Einzelnen dieser Handlung wegen, deren furchtbare Tragweite das liebende und vertrauende Weib nicht zu ahnen vermochte, sondern auch im Allgemeinen, als den sozialen Führer und Gesetzgeber des Staates, der nichts tut, um seine Bürger energisch und durchgreifend, nicht nur mit lauen Mitteln und Halbmittelchen, vor dem Umsichgreifen der entsetzlichen

Seuchen zu schützen.*) Hier wäre ein Gebiet, des Schweisses der Edelsten wert, aber freilich — der Mann müsste seinesgleichen am wenigsten schonen und dürfte nicht den Urquell des Uebels — pharisäisch wie immer — im Weibe suchen . . . .

---

*) Vor allem ist es der Staat als Erzieher des Volkes, der in seinen Schulen, auf seinen Universitäten, nichts oder doch nur wenig und nicht für alle Männer, tut, um Klarheit über solche Dinge und ethisches Verantwortlichkeitsgefühl in die Köpfe und Herzen zu pflanzen.

Typische moderne Ehe.

Ein fein gekleideter Herr in den Dreissigern von sympathischem Aeussern betritt das Sprechzimmer und stellt sich als Beamter vor. Er bittet die Aerztin seine kranke Frau zu besuchen.

„Meine Frau“, fährt er fort, „ist seit der Geburt unseres einzigen Kindes leidend. Diese Geburt war ein völliger Wendepunkt in ihrem körperlichen Befinden und in unserem Zusammenleben. Vorher gesund, lebensfroh, normal, — seither ein Bild des Siechtums. Unser Zusammenleben vorher glücklich und zufrieden — seither ein Bild völliger Disharmonie und häuslichen Unfriedens. So geht es nun seit zwölf Jahren. Wir haben viel getan, um meiner Frau die Gesundheit

wiederzugeben, sie machte mehrere Kuren durch — vergeblich! Immer wieder stellen sich Rückfälle ein. Gegenwärtig ist sie bettlägerig und fiebert. Sie ist seit der Geburt sehr nervös und wechselnd in ihren Stimmungen, so dass es für mich schwer ist, mit ihr auszukommen. Sie verbittert ihrer Umgebung das Leben durch ihre Launenhaftigkeit und dem steten Stimmungswechsel. Wäre es Ihnen möglich, Frau Doktor, sie von ihrem Leiden zu befreien, aber auch derart auf sie einzuwirken, dass sie ihr seelisches Gleichgewicht wiederindet und endlich Ruhe und Frieden in sie einkehrt?"

„Ich werde kommen" erwiderte die Aerztin. Es regte sich Bedauern in ihr mit dem armen Mann, dem sein Haus durch die Krankheit seiner Frau schwer verleidet, weil zu einer Stätte beständiger Erregungen und des Unfriedens geworden war.

Bald darauf erschien die Aerztin am Krankenbett der jungen Frau. Der Eindruck, den sie hier empfing, war an sich kein ungünstiger. Das Krankheitsbild der Patientin deutete auf keine schwere Krankheit, wenn

auch die lange Dauer ihres Leidens ziemlich deutliche Spuren in ihrem Aussehen zurückgelassen. In ihrer äusseren Erscheinung war sie vorwiegend angenehm und sympathisch. Es lag etwas Freundliches, Wohlwollendes in ihrem Wesen; man hätte nach dem äusseren Eindruck nicht leicht schliessen können, dass sie die Quelle des häuslichen Unfriedens war. Aber die Macht der Krankheit, besonders in ihrem Einfluss auf das Seelenleben, hatte sich hier aufs Neue erwiesen. Es war ein Bild einer durch körperliches Leiden bewirkten scheinbaren Aenderung eines jungen Wesens, die selbst seinen Charakter verschoben hatte.

„Können Sie mir helfen, Frau Doktor"? war die gespannte Frage der Patientin nach der eingehenden, sorgfältigen Untersuchung, welche die Aerztin angestellt hatte und die glücklicherweise ergab, dass kein unheilbares Leiden vorlag und der Anfall verhältnismässig unschwer zu beheben war.

„Ich hoffe es, wenn Sie mir folgen und meine Ratschläge pünktlich und gewissenhaft ausführen", er-

widerte die Aerztin. „Ihre häuslichen Verhältnisse kann ich allerdings nicht ändern. Hier ist die Grenze ärztlicher Wirksamkeit. Die Besserung Ihres körperlichen Befindens, die Kräftigung Ihrer Nerven vermindert eine der Hauptursachen der augenblicklich ungünstigen Verhältnisse in Ihrem Hanse. Nervenkraft und Willenskraft gehen parallel. Die mit der Wiederherstellung Ihrer Nerven verbundene Kräftigung Ihres Willens wird in hohem Grade zur Besserung Ihrer häuslichen Verhältnisse beitragen“.

Die Patientin erwies sich als einsichtsvoll und willig und so hatte die Kur den besten Erfolg. Sie erholte sich sehr bald und es dauerte nicht lange, so erschien die junge Frau äusserlich ganz wohl, ja munter, hübsch, elegant im Sprechzimmer der Aerztin. Das erlangte Wohlbefinden machte die Frau mitteilsam und gesprächig. Sie erzählt von den Heilanstalten, die sie besucht, von den verschiedenen Behandlungsmethoden, denen sie unterworfen wurde.

Geduld gehört zu den hervorragendsten Tugenden

des Arztes und so hört die Aerztin die langatmigen, kleine und grosse Dinge mit gleicher Ausführlichkeit behandelnden Darlegungen der Patientin mit jener Selbstüberwindung und Ruhe an, die der Arzt in solchem Falle üben muss. Er rechnet hierbei vor allem mit der Erleichterung und Befriedigung, die ein ausführliches Sich-Aussprechen dem Patienten gewährt.

Der Aerztin war es im Laufe der Behandlung klar geworden, dass die Geburt ihres Kindes nicht die alleinige Ursache ihres körperlichen Uebelbefindens war. Diese andere Ursache festzustellen, war aber ohne volles Vertrauen der Patientin nicht möglich.

Die vom ärztlichen Standpunkt notwendigerweise zu stellenden Fragen wurden von der Patientin ausweichend beantwortet.

Ist es Unwissenheit der Kranken, blinder Glaube oder — leicht verständliche Scheu, Erlebtes einzugestehen?

Die Aerztin will nicht drängen und macht schliessich in ihr grosses Buch, das stets vor ihr auf dem

Schreibtisch liegt, in der betreffenden Rubrik ein grosses Fragezeichen.

Die Lehre von den Krankheitsursachen führt zur Lehre von der Krankheitsverhütung. Deshalb ist es unbedingt notwendig festzustellen, wie es kam, dass eine junge gesunde Frau durch das erste Kind für's ganze Leben verelendet wurde.

Nach einigem Zögern bezeichnet die Patientin das Verhältnis zu ihrem Mann als eine Ursache beständiger Unruhe und Erregung. „Er ist kränklich, nervös und sehr reizbar", sprudelt es endlich aus ihrem Munde hervor. „Sie glauben gar nicht, Frau Doktor, wie schwer es mit ihm auszukommen ist. Ich kann machen was ich will, alles ist ihm nicht recht. Uebellaunig, übermüdet, unzufrieden mit allem, was er hört und sieht — so kommt er oft aus dem Amt nach Hause. Ich kann mir keinen Rat schaffen mit ihm".

Es ist die gewöhnliche Art der Männer, der in der Berufsarbeit erworbenen Spannung des Nerven-

systems zu Hause Abfluss und Lösung zu verschaffen — dachte die Aerztin.

„Sie wissen nicht, wie schwer ich es mit ihm habe“, fuhr die Patientin fort. „Wenn ich nicht immer wieder einlenken würde, seine Nervosität wäre nicht zu ertragen“. „Hierzu kommt noch ein Umstand“, fügte die Patientin zögernd hinzu, „meine Mutter!“

Ah, eine Schwiegermutter! dachte die Aerztin.

„Mein Mann kann sich mit meiner Mutter gar nicht vertragen. Ich muss es leider offen sagen, sie verstehen es beide nicht, einander gerecht zu werden. Meine Mutter sieht und empfindet nur, wie sehr ich unter seiner nervösen Reizbarkeit leide. Das schmerzt sie und macht sie bitter gegen ihn. Sie lässt es zu wenig auf sich wirken, wie schwer er es im Amt hat und wie diese ewig drängende, sich häufende Arbeit, die unausgesetzten Verdriesslichkeiten, Kränkungen, die vielen erregenden Auseinandersetzungen mit Kollegen und Vorgesetzten ihn angreifen“.

„Das verstehe ich nur zu gut“ erwiderte die

Aerztin. „Die Nerven vieler Männer können heute der gegenwärtigen Art und Weise der Berufsausübung nicht mehr Stand halten. Ein erfahrener Arzt erklärte mir kürzlich: „In meinem Bekanntenkreise, der nicht klein ist, sind alle Männer nervös, bis auf einige wenige Ausnahmen“. Dieser Arzt hatte selbst Neurasthenie überstanden! „Ist es Ihnen nicht möglich auf Ihre Mutter einzuwirken, sie versöhnlicher gegen Ihren Mann zu stimmen“, fügte die Aerztin hinzu.

„Ich glaube alle Mühe wäre hier vergebens“ erwiderte die Patientin. „Meine Mutter ist eine in ihren Eigenheiten verhärtete alte Frau, die sich kaum bekehren lassen wird“.

Die Verbitterung, das missgünstige, unfreundliche, dem äusseren Eindruck nach fast böse Wesen so vieler alter Frauen unserer Zeit ist ein zweites Kapitel zur Kennzeichnung der modernen Menschheit, dachte die Aerztin.

„Meine Mutter“, fuhr die Patientin fort, „hat

einen beträchtlichen Teil an den Lasten des Lebens getragen. Sie ist hart und unzugänglich geworden“.

Eine alte Frau zwischen einem nervösen Ehepaar, die es Jedem recht tun soll! Die Bedauernswerte!

Soll die Aerztin auch hier helfen? Nein, die hübsche junge Frau stellt diese Zumutung nicht. Sie kommt nur in neuen Klagen auf ihren Mann zurück.

Die Aerztin konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Es war ein zu charakteristischer, typischer Fall unserer Zeit: der Mann klagt über die Nervosität seiner Frau — die Frau klagt über die Nervosität ihres Mannes! Als Friedensvermittler — die Schwiegermutter!

Keiner der Ehegatten denkt bei diesen Klagen an die eigene Nervosität, jeder ist überzeugt, dass die Ursache des Unfriedens in der Ehe in der nervösen Reizbarkeit des anderen liegt.

Zwei Ursachen stehen sich hier wie zwei Heere gegenüber: bei der Frau die körperliche: die Entbin-



dung mit nachfolgendem Becken-Exsudat, bei dem Mann: die Erregungen des Berufslebens.

In rein menschlicher Hinsicht sind beide ein Beispiel dafür, wie sehr die Nervosität selbst schönes Menschentum schädigt, denn beide waren ursprünglich liebenswürdige Menschen, mit dem Grundzug des Wohlwollens in ihrem Wesen und dieses ursprüngliche Ich bricht, wie die Sonne durch Nebelschleier, noch zeitweise durch. Das ist dann dasselbe, wie einige Augenblicke Sonne an einem tiefbewölkten Tage!

Die weitere Behandlung der jungen Frau, die fortgesetzte, verständige, einsichtsvolle Beeinflussung des jungen Ehepaares im Sinne gegenseitiger Annäherung, die nachdrückliche Aufklärung beider, die jedem die eigene Schuld scharf ins Bewusstsein rief, hatte zunächst die besten Folgen. Die Aerztin konnte die Patientin insoweit beruhigt entlassen, als das örtliche Leiden nahezu behoben, die junge Frau gekräftigt war, ihre Nervosität mit der Beseitigung ihrer körperlichen Ursache wesentlich gebessert war.

Nach Beendigung der Kur erschien das Ehepaar gemeinsam im Sprechzimmer. Sie sehen jetzt beide wohl aus und sind in der frohen Stimmung von Menschen, die eine schlimme Zeit hinter sich und ihr seelisches Gleichgewicht — wenigstens vorläufig — wiedergefunden haben.

„Schatzerl“ nennt sie ihn im Laufe des Gesprächs, „liebes Kind“ nennt er sie — ein zärtliches, von gegenseitiger Neigung erfülltes Ehepaar, als ob es nie anders gewesen wäre.

Wie wird es nun weiter gehen? denkt die Aerztin. Wird sich ein erträgliches Zusammenleben entwickeln, oder hilft hier am Ende nur Trennung und Versetzung jedes der beiden in andere Lebensverhältnisse?

Ein Trost bleibt nicht versagt: Viele solcher Ehepaare, die im guten Einvernehmen leben, haben ähnliche Krisen durchgemacht.

Mütterliche Mission.

„Kurz und gut, ich weiss mir keinen Rat, Frau Doktor! Eine Mutter hat meine Frau leider nicht mehr und ihr Vater und ich sind beim besten Willen nicht imstande, die törichte Idee aus ihrem Köpfchen zu verbannen. Was soll man da anfangen?!"

Der junge, elegant gekleidete Herr fuhr sich nochmals durch den starken Haarschopf und zerrte nervös an seinem weichen, blonden Schnurrbart.

Die Aerztin lächelte leicht: „Zunächst einmal etwas ruhiger werden! Ich glaube nämlich, dass Ihr Herr Schwiegervater und Sie Ihre gewiss gutgemeinten Belehrungen ein wenig gar zu — sagen wir, turbulent

vorgebracht und so das junge Frauchen noch mehr in die Angst hineingejagt haben! —

„Angst?“ meinte der Herr mit leichtem Spott, „ich glaube, kindischer Eigensinn wäre eine zutreffendere Bezeichnung! Bedenken Sie doch den Eklat! Ich kann mich doch nicht drei Monate nach meiner Verheiratung wieder scheiden lassen! Es war ja eine Liebesheirat zwischen uns Beiden. Wenn das aber so weitergeht, wird mir fast nichts anderes übrig bleiben.“

„I bewahre! Der glücklichste Ehemann zu werden, das wird Ihnen übrig bleiben! Aber wenn den Herren der Schöpfung mal etwas quer geht, dann fahren sie gleich obenhinaus. Was Ihrem Frauchen fehlt, das kann ich mir denken: Angst vor der Ehe ist es, weiter nichts! Und Sie Verehrtester, haben wahrscheinlich zu dieser Angst Ihr redlich Teil beigetragen!“

„Sie meinen, Frau Doktor?“ Das kam wieder ein wenig spöttisch heraus. „Aber natürlich, Sie als Frau wälzen alle Schuld auf die bösen Männer!“

„Durchaus nicht! Und in diesem Falle schon gar-

7



nicht. Ihre Frau Gemahlin ist wohl nervös, es hat Ihr aber sonst nichts gefehlt, als eine Mutter. Vielleicht kommt sie recht bald einmal zu mir, dann will ich ihr das Köpfchen schon zurechtsetzen!"

„Von Herzen wollte ich Ihnen dankbar sein, wenn Ihnen das gelänge!" Des jungen Mannes Augen leuchteten warm auf. „Wenn man so aus tiefster Seele auf reiches Glück von der ersten Stunde an gehofft hat — und das durfte ich mit vollem Rechte, denn alle Vorbedingungen schienen ja vorhanden — und man sieht sich statt dessen einem Rätsel gegenüber: Die eigene Frau flieht vor einem, wie vor einem Feinde, wenn man ihr nahekommen will, und wehrt ängstlich jede Berührung, jede Zärtlichkeit ab — glauben Sie mir, Frau Doktor, eine solche Enttäuschung ist schwer zu ertragen!"

„Das glaube ich gern, denn ich kann mich da völlig in Ihre Seele hineinversetzen. Wenn Sie das nun aber auch ihrerseits einmal bei Ihrer Frau Gemahlin versuchen wollten! Stellen Sie sich doch vor:

Einem so sensiblen, zarten Geschöpf, wie es ihr Frauchen ist, nahen Sie als Mann stürmisch werbend, hastig begehrend, ja vielleicht gar ungeduldig fordernd. Sie hat schon mancherlei gesehen und gehört von den Leiden anderer junger Frauen, hat dadurch schreckliche und — schiefe Vorstellungen von Ehe und Mutterpflichten bekommen, weiss aber sonst nicht viel davon. Ein geistig ausgereifter Mensch ist sie auch noch nicht. Können Sie ihr denn verdenken, wenn eine heftige Angst sie überfüllt, nun sie selbst vor die Alternative gestellt ist, Gattin zu sein und später vielleicht auch Mutter? Und können Sie es nicht verstehen, wenn ihre Angst übermächtig wird, und selbst die Liebe zu Ihnen diese Uebermacht nicht mehr zu paralysieren vermag? Das sind psychische Vorgänge von zwingender Gewalt, gegen die mit Schärfe nicht anzukämpfen ist, sondern allein mit Liebe und freundlicher Aufklärung. Nur eine Mutter aber kann ein unwissendes junges Weib über seine eheliche und mütterliche Mission belehren, denn nur sie wird da das Rechte auf die richtige Weise sagen und tun. Der

ältere Mann ist fast immer zu rauh, zu heissblütig, zu wenig zartfühlend, um ein liebevoller Erzieher sein zu können".

„Da bleibt mir freilich nichts übrig, als pater peccavi zu sagen" meinte der Besucher. „Also gut, Frau Doktor, ich schicke ihnen meine Frau!" — damit empfahl er sich.

Es ist nicht zur Scheidung zwischen den beiden Leutchen gekommen, im Gegenteil! Ein Jahr später stand die Aerztin an dem Bettchen eines kleinen vielversprechenden, gesunden Erdenbürgers . . . .

Darbende Frauen . . . .

Nein, dieses fast vierzig Jahre alte Mädchen mit dem verkümmerten Körper, dem vertrockneten, gelblichen Gesicht, den leicht angegrauten Haaren, den eckigen, unschönen Bewegungen hatte wirklich nichts mehr an sich, das einen Mann anziehen konnte, selbst wenn er die bescheidensten Ansprüche gestellt hätte. Höchstens die Augen, obwohl auch schon eingesunken und vom Weinen ein wenig rot umrändert, waren vielleicht einmal sehr schön gewesen und leuchteten noch aus dem vergrämten, alten Gesicht heraus in sanftem, gütigem Lichte. Ein sehnsüchtiger Schimmer war diesem Lichte beigemischt, der Glanz einer Sehnsucht, die zu

Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit geführt hatte, weil sie immer ungestillt geblieben war.

Die Aerztin blickte voll Mitleids auf das verkümmerte Wesen herab, das gekommen war, um ihr, wie es sagte, ein „furchtbares Geständnis“ zu machen, ein Geständnis, das ihr fast das Herz abgedrückt und ihre ohnehin abgespannten Nerven noch sensitiver und reizbarer gemacht hatte. Was würde die Aerztin zu hören bekommen? Sie konnte sich gar nicht vorstellen, dass dieses so schüchterne und so unendlich gutherzig in die Welt blickende alte Mädchen irgend eine Schuld auf ihr Gewissen geladen oder sich überhaupt irgendwie vergangen haben sollte. Nun, davon hatten auch glücklicherweise diese blassen, zitternden Frauenlippen wirklich nichts zu berichten. Es war nur die eigentlich fast alltägliche, aber deshalb nicht minder tragische Geschichte eines Mädchenlebens, das in unerfüllter Sehnsucht sich verzehrt hat und nun hungernd und dürstend hinübergeht in jenes Alter, von dem aus man meist nur entsagend noch zurückblickt, auf begrabene Hoffnungen

zurückschaut die lange, öde, glück- und liebeleere Lebensstrasse und sich dann wendet, um dem Grabe langsam entgegenzuschreiten mit den müden Schritten eines Menschen, der dem Kampf und dem Leben entsagt hat und beides hinter sich lässt.

Sie war Sprachlehrerin, ältlich, aber an Jahren noch nicht wirklich alt und verdiente sich mühsam ihr Brot eingeschlossen im engen Kreise ihrer Familie, unverstanden und wenig geliebt, denn sie war körperlich stets reizlos gewesen und der Geist in der Familie war kleinlich, engherzig, hatte nicht viel übrig für das arme Mädchen, das nicht, wie die Schwestern, „an den Mann zu bringen" gewesen war. So fühlte sie sich naturgemäss tief unglücklich und einsam. Fiel einmal ein verirrter Sonnenstrahl in ihre Trostlosigkeit, ein liebes Wort, eine Guttat fremder Menschen, war sie auch noch so klein und bedeutungslos, für die arme Ausgestossene war es von köstlichem Wert, es gab ihr Mut auf einige Zeit, sie wurde selbstbewusster, lebenslustiger.

„Aber dann mach' ich wieder eine Torheit nach

der anderen und dann kommt wieder ein böses hartes Wort und wirft mir alle meine Freude um und macht mich wieder so kraftlos, so elend, so schwach, so verzweifelt!“ nun schluchzte sie bitterlich.

Während einer solchen glücklichen Periode ihres Daseins unterrichtete die Sprachlehrerin einen zwanzigjährigen jungen Mann von sehr sympathischem Wesen, einen blauäugigen, blondhaarigen Burschen von sprudelnd heiterem Temperament und goldenem Herzen. Er kam ihr entgegen mit der ganzen liebenswürdigen, harmlosen Ritterlichkeit eines gut erzogenen und unverdorbenen Jünglings. Und ihr, die so wenig an Freundlichkeit und sonnige Heiterkeit gewöhnt war, ihr ging das alte Herz bei dem Verkehr mit ihm auf, das Herz, in dem alle Jugendwünsche noch unerfüllt schlummerten. Der Verkehr mit dem jungen Manne, die Unterhaltung mit ihm, sein fröhliches Lachen, es wurde immer mehr zum Inhalt ihres Lebens; kaum ihr selbst bewusst, wuchs in ihr eine grosse, heisse Liebe zu dem Zwanzigjährigen empor, in ihr, der Achtunddreissigjährigen!

„Als er mich verlassen musste, weil er in seine Heimat zurückkehrte“, erzählte sie, „da war mir, als ginge auch das letzte Licht meines Lebensweges zur Neige, es wurde alles wieder so öde, so finster um mich her, ich brach innerlich zusammen, wie noch nie zuvor und die Verzweiflung übermannte mich. Ich bin am Ende meiner seelischen Kräfte und fürchte, dass mich der Wahnsinn erfasst, wenn ich trost- und lichtlos weiter wandern soll!“

Die Aerztin unterbrach sie mit einer schonenden Frage. Ohne Zögern kam die Antwort: „Nur in meiner Fantasie habe ich mich vergangen, nie, auch nicht ein einziges Mal ist zwischen uns etwas vorgefallen, was den Formen des freundschaftlichen Verkehrs nicht entsprochen hätte. Jetzt verzehrt mich nur die Qual, dass er mein wahres Gefühl für ihn erraten haben könnte!“

Also das Gefühl ihrer Würde hatte gelitten, die arme Seele kämpfte noch einmal einen schweren inneren Kampf durch gegen ihre noch nicht ganz erstorbene Jugend .... Was weiss das männliche Geschlecht

von solchen darbenden Frauen? Es lebt sich aus, frei ungehindert nach allen Seiten, — es vermag solche verborgene Tragik eines armen Frauenlebens nicht zu begreifen und spottet womöglich gegebenen Falles über „mannsüchtige, alte Jungfern"! Und die Gesellschaft mit ihrer hohen Moral? Die eigenen Geschlechtsgenossinnen! Sie werfen den ersten Stein auf das einsame Weib, das sich das Recht ihrer Jugend, das Recht auf Liebe und Glück genommen und nicht gewartet hat, bis auch auf seine Schwelle das graue, tote Gespenst der Entsagung getreten ist und mit seiner eisernen unbarmherzigen Knochenhand jeden glimmenden Funken verlangender Hoffnung erstickt hat. Wann wird das Morgenrot einer freien, sittlicheren Zeit auch in das Leben der darbenden Frauen hineinleuchten! —"

Nach Jahren begegnete die Aerztin dieser Lehrerin abermals und erkannte sie kaum wieder. Was war aus ihr geworden! Aus dem schwankenden, unglücklichen Wesen eine selbstbewusste Frau, die sogar den Mut fand, in öffentlichen Versammlungen für ihre Ueber-

zeugungen einzutreten, — statt des nervösen, blassen, mageren Wesens stand eine rotwangige, wohlgenährte Frau vor ihr, die alle hysterisch-neurasthenischen Anlagen überwunden zu haben schien. Und die Ursache? Verbesserung der äusseren Verhältnisse, Kräftigung der Gesundheit, Versöhnung durch beglückendere Tätigkeit und Freundschaft mit einer hochgebildeten, edlen Frau waren es, die ihrem Leben neuen Inhalt gegeben hatten. Wohl denen, die das Leben trotz allem noch so reich beschenkt. Unzähligen bleibt auch das versagt . . . .

Pastorenlogik.

Es hat in allen Phasen der Menschheitsgeschichte ein Gebiet gegeben, auf dem die menschliche Vernunft mehr oder minder wie ein lustiger Bettler behandelt wurde, den man nach Gefallen duldete oder hinausstiess vor das Tor zu allerlei schmutzigem und liederlichem Volk, den man, wenn er an unsere bessere Einsicht appellierte, durch angestellte und bezahlte Hausknechte einfach einen Fusstritt versetzen und den unangenehmen Gast, der den satten, selbstsüchtigen Hausherrn an seine natürlichen menschlichen Pflichten zu mahnen wagte, an die frische Luft beförderte. Wer nicht zur Klique dieses satten Hausherrn oder zu seiner Dienerschaft gehört, weiss, dass damit

das Gebiet der Religion gemeint ist, namentlich das der religiösen Weltanschauung und dass der satte herrschsüchtige Hausherr die Kirche ist. Das heisst — die Anderen wissen es auch, wollen aber nicht zugeben, dass es wahr ist . . . .

Vieles ist in dieser Beziehung ja schon besser geworden, aber ehe die natürliche, menschliche Erkenntnis und die klare wissenschaftliche Wahrheit die Welt um uns her bis in den kleinsten Winkel völlig erhellt haben werden, wird noch manche Menschengeneration, behaftet mit dem Fluch eines sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden, finsteren Wahnes, ins Grab sinken.

Wie tief religiöser Glaubenswahn ein Menschengehirn verfinstern kann, das zeigt die Geschichte der Kirchen aller Völker und Zeiten und das lehrt leider auch die Gegenwart noch alle Tage. Es kann ja keine traurigere, beklagenswertere Erscheinung geben in unserer an Wissen und Können so reichen Zeit, als beispielsweise die Gesundbeterei. Und am traurigsten ist es, was für Leute ihr huldigen, Leute, denen alle

Quellen reinster Erkenntnis frei sprudeln, die jeden Tropfen daran schlürfen könnten — gehören sie ja doch zu den Bevorzugten dieser Erde, für die Geld kein Hindernis ist. Und welcher furchtbaren Unwissenheit und geistigen Verworrenheit begegnet man grade in diesen Kreisen! Es scheint oft, dass an ihnen spurlos alles vorübergerauscht, was der Mensch an geistigen Kulturwerten errungen und in mühseliger jahrhundertelanger Arbeit geschaffen. Schliesslich ist das ja nicht so verwunderlich, denn sie selbst, die sich mit ihren alten Institutionen und Vorrechten auch das Recht in unsere Zeit herübergerettet haben, Andere für sich arbeiten zu lassen, sie waren ja nie in den Reihen der Schaffenden und haben deshalb auch keinen Sinn für die Kultur, für das Werden, Wachsen und Ringen des Menschengeschlechts. Sie möchten das Rad der Zeit und den Lauf der Sterne am liebsten zurückhalten und sehen aller Weisheit letzten Schluss darin, dem Vorwärtsdrängen der Menschheit, ihrer Sehnsucht nach Vervollkommnung, überall, wo sie wissen und können

Schranken zu setzen, Zügel anzulegen, Fussangeln und Sperrhaken in den Weg zu werfen. Und diese Weisheit ist ansteckend, sowie Krankheiten der Seele und Nerven, welche oft die Grundlage für solche Erscheinungen bildet. Es fühlen sich genug servile Köpfe aus andern Ständen berufen, diese Hemmungspolitik, dieses Verächtlichmachen geistiger Potenzen in Herren- und andere Häuser mit zu inaugurieren, statt sich beschämt zu fragen: Was leistest Du denn eigentlich für das Vorwärtskommen der Menschheit? Zum Teufel, gar nichts, alter Freund! Du bist ihr ja nichts als ein widerwärtiger, jäher Hemmschuh auf ihrem Wege. Fort mit Dir, hebe Dich auf und steck die Nase erst einmal in die Morgenluft und schau Dir das Ziel richtig an, dem die Leute, die Du geschmäht, verhöhnt und gehindert, zuwandern! Vielleicht, dass Du dann aus einem Hemmschuh ein Wanderschuh wirst! Sonst darfst Du Dich nicht wundern, wenn der Fuss der Wandernden Dich beiseite stösst in den Graben, wohin unnütze Dinge und Kulturabfall gehören!"

Die Gesundbeterei und das alberne Sektenwesen, die „Heils"-Armee mit ihrem ungesunden Jesusgewimmer und Guitarregeklimper, den ganzen, immer noch tollen Aberglauben unserer Zeit, den Spiritismus und den Seelenkult, nicht zuletzt die körperliche und geistige Degeneration Tausender und Abertausender unseres Volkes, das alles an Eure Rockschösse, Ihr verzopften Hemmschuhpolitiker und Auseinanderregierer, Ihr „christlichen Glaubenshelden" und gläubigen Auchwissenschaftler, Ihr lebensblinden Kirchengewaltigen und orthodoxen Schulmonarchen! —

Ja, da hätte ich mir einmal die Seele ein bischen abgeräumt! Zu meinem Privatvergnügen nur, denn viel Wirkung erhoff' ich mir in unserer Zeit nicht davon. Eigentlich wollte ich aber eine traurige, kleine Geschichte aus dem Sprechzimmer erzählen. Nur, dass es mir bei dem Gedanken daran schon wie bittere Galle im Halse und im Arme bis zur Hand und zur Feder hinaufstieg . . . Es ist nämlich so eine Geschichte von

Glaubenswahn und Alltagsleben, den man auch mit dem Sammelworte, das ein wenig kürzer ist, als Pastorenlogik bezeichnen könnte.

Von Pastorenlogik könnte ich ohne das viel erzählen und Andere auch. Die Welt weiss noch lange nicht genug davon. Möchte sie nur auch endlich einmal die Konsequenzen aus solcher Wissenschaft ziehen und die Pastorenlogik — beileibe nicht die Pastoren! — dahin werfen, wohin solche unnütze Dinge gehören — in den Strassengraben, in die Rumpelkammer! Ja richtig — meine Geschichte!

Kam da eines Tages ein junges, unstreitig hübsches Paar in die Sprechstunde, zwei Menschen, deren ganze Erscheinung sie für das Eheglück in reichstem Masse zu prädestinieren schien. Der Mann von grosser schöner Gestalt, einer jener blonden, blauäugigen Christusköpfe, — auch an Haarschnitt, — wie sie Hofmann und Plockhorst zu malen liebten und wie sie in traditioneller, hartnäckiger Ueberlieferung die Altäre der Kirchen, die

Wände der Wohnungen, die Schulzimmer und die Schaufenster der Buch- und Kunsthandlungen in zahllosen Exemplaren zieren. Das lebendig gewordene Christusbild weichlichen unselbständigen, ewig busszerknirschten Glaubensaposteltums . . .

Die blauen Augen zeigten jenen weltabwesenden, wirklichkeitsfremden Schwärmerblick, wie ihn der Pastor Sang in Björnsons „Ueber unsere Kraft“ hat und wie ihn Christus — der wirklichkeitsfreudige und lebenbejahende, der menschliche Christus — sicher nicht hatte.

Es war trotz aller Sanftmut und Weichheit doch etwas von dem starren Fanatismus mittelalterlichen Kirchentums in diesem Blicke, etwas von dem Fanatismus, der der Opfer nicht achtet, die an seinem Wege zum vermeintlichen eigenem Heile und zum Heile der Menschheit fallen.

Und ein solches Opfer wollte auch an dem Wege dieses Mannes fallen, ein Opfer der hirnverbrannten Uebertragung frommen Aberglaubens ins alltägliche Leben . . . .

Es war die eigene Frau des Herrn Pastors, eine gleichfalls germanisch blonde, aber leider nicht germanisch hünenhafte Schönheit; sanft, schwach, willenlos — der Typus der biblisch erweckten Gattin mit dem ehelichen Glaubensbekenntnis: „Er soll Dein Herr sein" — „Die Weiber seien untertan den Männern!" — „Das Weib schweige in der Gemeinde". Im neuen Testament steht dieses Bekenntnis freilich nicht mehr, sondern nur im alten, aber die Kirche möchte es trotzdessen immer noch gern aufrecht erhalten . . .

Vier lebende Kinder hatte das arme Weib schon zu Hause, eins war gestorben und nun kündigte sich das sechste „freudige Ereignis" an. Und das alles mit noch nicht ganz 28 Jahren! Freilich — der Fall soll häufig in deutschen Pastorenhäusern vorkommen. —

Doch hier lagen die Dinge ganz unglücklich, denn diese junge Frau war so elend, so körperlich heruntergekommen, so kraftlos und müde, willensschwach und lebensunfroh, dass es selbst dem weltabgekehrten frommen Gatten nicht mehr hatte entgehen können.

Nun sollte ein Sanatorium neue Kraft und alles Heil der Zukunft bringen . . .

Vor der Ehe mit dem frommen Manne war das Mädchen, die übrigens auch aus einer Landpfarrersfamilie stammte, tadellos gesund gewesen, wenn auch nicht übermässig kräftig. Es war also klar, dass der körperliche Niedergang nur den Ueberanstrengungen im ehelichen Verkehr, den rasch aufeinander folgenden Entbindungen zuzuschreiben war.

Dass die Frau jetzt wieder der Geburt eines kleinen Erdenbürgers entgegensah, konnte geradezu verhängnisvoll für sie werden und ging jedenfalls bereits weit über ihre Kraft.

Das Sanatorium brachte nun zwar einige Kräftigung, aber die Niederkunft war natürlich nicht abzuwenden. Und was dann?

So kam das Paar zu der Aerztin. Sie erzählten abwechselnd, er langsam, gemessen, salbungsvoll; schüchtern, stockend, schulkinderhaft sie, immer dabei mit einem respektvollen, ergebenen Blicke nach dem blonden

Christuskopfe, der wahrscheinlich schon das Ideal ihrer Backfischträume im christlichen Mädchenpensionat gewesen war.

Und in diesen Erzählungen trat eine so erschrekkende Naivität, ja Unwissenheit in allen hygienischen und ehelichen Dingen zutage, dass die Aerztin am liebsten die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen hätte. Aber freilich, bei der Erziehung, welche diese beiden Leutchen genossen hatten, war eine solche Unwissenheit ja kein besonderes Wunder, sie war im Gegenteil das notorische und vielleicht auch elterlicherseits gewünschte Erziehungsresultat. Wohl liebten sich beide innig, aber das hatte sie doch nicht gehindert, ohne jegliches Nachdenken ins Blaue hineinzuleben und den Mann vor allem nicht, Opfer über Opfer an Kraft und Gesundheit von seinem Weibe zu fordern.

Das war wirklich ein Fall, wo eine autoritative Grobheit herzerfrischend wie ein Gewitter hätte wirken können, wenn die Situation sonst danach angetan gewesen wäre.

Die Aerztin zog es vor, durch freundliche Aufklärung zu wirken. Sie entrollte der jungen Frau und ihrem Gatten ein klares, unbeschönigtes Bild der Lage.

„Wollen Sie Ihren Kindern die Mutter und sich selbst das Wesen erhalten, das Sie lieben, die Gefährtin auf Ihrem Lebenswege, dann bleibt nichts übrig, Herr Pastor, als — trennen Sie sich zunächst für einige Zeit von einander, Ihre Frau darf — hören Sie — d a r f in den nächsten zwei bis drei Jahren nicht wiederum eine Niederkunft durchmachen müssen, es wäre ihr sicherer Tod!"

„Trennen?" Das ängstliche Gemüt der jungen Pastorsfrau schien nur dieses einzige schreckliche Wort gehört zu haben, „fortgehen von meinem Manne?" Der Blick flog wie erschreckt hinüber zu ihrem Gatten. Es war doch, als erwache in ihr auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens der schwache Wunsch: Möchte er darein willigen, es wäre vielleicht gut für mich! Aber die willenlose Ergebenheit liess diesen Gedanken gar nicht erst aufkommen. Und so klang, als der Herr

Pastor zunächst gar nichts erwiderte und nur den sanft lächelnden Blick der blauen Augen auf sein Weib richtete, die Antwort recht entschieden zurück: „Nein, das ist unmöglich, Frau Doktor! Ich verlasse meinen Mann nicht!"

Die Aerztin hatte die hypnotisch-bannende Wirkung des sanftlächelnden Blickes wohl bemerkt und kochte innerlich. Rasch wandte sie sich zu dem jungen Geistlichen: „Und, und wie denken Sie darüber, Herr Pastor?" Sie hoffte, durch diese direkte Frage doch das Gewissen dieses Frommen vor dem Herrn aufzurütteln. Er würde sich vielleicht scheuen, seiner Frau ohne weiteres zuzustimmen, würde das Opfer, das sie ihm blindlings und töricht bringen wollte, nicht annehmen, sondern in richtiger Würdigung der Lage die ärztlichen Ratschläge befolgt wissen wollen.

Weit gefehlt — der Herr Pastor verklausulierte sich allerdings geschickt und verschanzte sich — echt christlich — hinter Anderen: „Ich will und kann meiner Frau ihre Entschliessungen natürlich niemals vorschreiben,

Frau Doktor, aber ich muss ihre Meinung in diesem Falle doch für richtig erklären. Das Weib gehört zum Manne und muss Leid und Freud der Ehe mit ihm gemeinsam ertragen, so ist es göttliches Gesetz! Ich kann meine Frau jetzt gar nicht entbehren!"

„Nicht entbehren?" Die Aerztin konnte sich nicht enthalten, es mit leichtem Hohn zu erwidern. Sie war empört über solche fromme Brutalität, solche haarsträubende — Dummheit. „Und woher glauben Sie, dass Ihre grosse Entkräftung, die vielen Entbindungen, Ihr ganzes Elend stammen? Meinen Sie denn, dass dies keine natürlichen Ursachen hat —?" So wandte sie sich zu der jungen Frau. Kindlich erstaunt, mit einem sanften Vorwurf in der Stimme, erwiderte diese: „Oh, das ist doch Gottes Wille gewesen. Dagegen können wir nichts tun!" Die Aerztin fühlte sich durch selche entsetzliche Harmlosigkeit nahezu entwaffnet. Hier blieb nichts übrig, wollte sie das junge Weib vor dem Untergange retten, als dem frommen Apostel da einmal ordentlich grob zu werden! Vorläufig versuchte

sie aber noch ein letztes Mittel. Sie schlug den Beiden vor, wenigstens, wenn sie sich denn durchaus nicht trennen wollten, antikonzeptionelle Mittel nach Dr. Mensinga anzuwenden, um die junge Frau vor weiteren Schwangerschaften zu bewahren. Beide Gatten lehnten schweigend ab, ja, ihr Benehmen wurde merklich kühler nach diesem Vorschlage. Sie schienen also auch diese Verhütung der Konzeption für eine Sünde zu halten. Und es hat doch ihre vernunftgemässe Anwendung so unendlichen Segen für unzählige Familien gebracht und könnte viel dazu beitragen, unsere Frauen gesünder, unsere Kinder kräftiger zu machen und damit unser ganzes Volk zu regenerieren! Ja, davon weiss aber die christliche „Wissenschaft" nichts . . . .

Nun blieb freilich nichts übrig, als dem Herrn Pastor ordentlich auf das Gewissen zu trommeln. Wahrhaftig, sie wurde nur ungern scharf und griff nicht gern persönlich an, aber hier liess es sich nicht vermeiden.

„Ich will und kann Ihnen natürlich meine ärztliche

Hilfe für Ihre Frau Gemahlin nicht aufdrängen, Herr Pastor“ begann die Aerztin „und könnte es angesichts Ihres Verhaltens meinen Ratschlägen gegenüber eigentlich ablehnen, die Konsultation fortzusetzen. Vorher möchte ich Ihnen aber doch noch einiges sagen. Sie berufen sich bei Ihrem Verhalten auf das göttliche Gesetz. Glauben Sie denn im Ernste, dass es Gottes Wille ist, dass Sie durch Ihre ehelichen Anforderungen Ihre Frau immer und immer wieder in Schwangerschaften stürzen, denen ihr schwächlicher Körper nicht mehr gewachsen ist? Wenn Sie dadurch die Gesundheit Ihrer Frau leichtsinnig und — gewissenlos — ja staunen Sie nur! — ich sagte gewissenlos! vernichten und vier unerzogene Kinder mutterlos machen? Meinen Sie, dass es im Plane und in den Absichten eines wahrhaft weisen und liebenden Gottes liegen kann, elende, blutlose und lebensunfähige Geschöpfe zur Welt kommen zu lassen, wie das der Fall sein muss, wenn Ihre Frau weiter Kinder gebären sollte? Grade Ihr Gott hat das Weib zu den höchsten Aufgaben

durch die Mutterschaft bestimmt, meinen Sie, dass sich die Natur — denn in ihr lebt und webt ja Gott — von Ihnen ungestraft ins Handwerk pfuschen lassen wird? Ich möchte Ihrem Frauchen wahrhaftig nicht den Glauben an Sie rauben, aber das kann ich Ihnen nicht verschweigen, dass Sie hauptsächlich an dem Elend Ihrer Frau schuld sind, nicht das „göttliche Gesetz", dem Sie in naiver Unwissenheit alle Schuld unterzuschieben belieben! Freilich sind auch Sie nicht ganz frei von Schuld, Frau Pastor. Sie dürfen Ihre Pflicht gegen Ihre andern Kinder nicht so ausseracht lassen und mussten sich gesund erhalten für sie. Aber man kann Ihnen das kaum als Schuld anrechnen, denn Sie wussten ja leider nichts von allen diesen Dingen! Umso nötiger ist es aber, dass Sie einmal Jemand darüber aufklärt, Ihnen Ihre mütterlichen und ehelichen Pflichten klar macht. Sich gesund zu erhalten, ist aber eine der vornehmsten Pflichten für beide Teile in der Ehe!"

Das Paar hatte die Auseinandersetzungen der

Aerztin angehört, das sanfte Frauchen mit entsetzt aufgerissenen Augen, die wohl mehr den Ketzereien gegen ihren schwärmerisch verehrten Apostelgatten, als denen gegen das von ihm pastolierte „göttliche Gesetz“ galten. Der Herr Pastor selbst sass da, mit leicht geröteten Wangen, auf den Lippen immer noch jenes sanfte, nie verschwindende, geschäftsmässige Lächeln. Nur dass jetzt eine leichte Beimischung von mildem, christlich verzeihendem, nachsichtigem Mitleid darin lag.

War dieser Mann wirktich so einfältig, sein jammervolles bischen „Wissen“, das ihm theologische Professoren und das Priesterseminar mitgegeben, für weltüberragend zu halten? Es musste wohl so sein, überzeugt war er sicher, dass alle Weisheit dieser Welt nichtig ist gegen die „Furcht vor dem Herrn“, wie die beliebte Phrase lautet, die immer noch in ihrer ganzen Unsinnigkeit sich über zahllose Teile unseres Landes breit macht.

Und dann kam seine Antwort, mild, verzeihend,

nachsichtig, wie sein Lächeln. (Er war vielleicht einige zwanzig Jahre jünger als die Aerztin und hätte ganz gut ihr Sohn sein können!): „Gottes Wege sind wohl zu unerforschlich und hoch, und wir Menschen zu klein und töricht, als dass wir an ihnen deuteln und sie verstehen könnten. Ueberlassen wir deshalb die Zukunft ihm, der alle Dinge zum besten lenken wird!" Damit erhob sich der Herr Pastor, sicher von dem erhebenden Bewusstsein getragen, in der einzig richtigen Weise geantwortet und sich entschieden zu haben. Alle Vernunftgründe waren wirkungslos abgeprallt an dem Panzer göttlicher Dummheit.

Und wer war die Leidtragende? Die arme Frau? Ach nein, sie blickte voll schwärmerischer Verehrung zu ihrem Gemahl auf, dem Herrlichsten von Allen! Auch eine Märtyrerei . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie meinen, meine Verehrtesten, dass es solche vorweltliche Exemplare doch wohl nur selten unter der evangelischen Geistlichkeit gebe? Ich kann Ihnen

aus eigener Erfahrung versichern, dass dem nicht so ist.

Freilich variatio delectat! Das war wohl eine der krassesten Spielarten und so offen wagen sich wohl wenige mit solchen Anschauungen noch hervor. Sind solche Menschen wie dieses Paar aber nicht die reinste Incarnation und klassische Erziehungsprodukte christlicher Weltanschauung? Das Verdienst dieser Weltanschauung ist es wahrlich nicht, wenn nicht allzu viel mehr solcher Menschen herumlaufen. Der gesunde, denkende und wägende Geist unserer Zeit ist es, der die meisten Leute wieder zu Verstand bringt. Genug aber bleiben noch übrig, deren Begriffe für alle Zeiten auf das heilloseste verwirrt sind, die sich dann selbst ewig im Licht stehen mit ihrem konfusen Kopf und Niemandem recht zu Nutze als Spottgeburten von Wissen und Dogma in der Welt herumlaufen. Christliche Erziehung — die grosse Sturmglocke im Kampfe des Ueberwundenen gegen das Kraftvolle, das Kommende. Wieviele haben nicht

noch den traurigen Mut, an ihrem Strange zu ziehen und sie als das einzige Rettungsmittel gegen die wachsende Schlechtigkeit dieser Welt zu preisen.

Pastorenlogik — — blinder Glaubenswahn im Alltagsleben!

„Reine Jugend".

Das ist eine ganz seltsame und eine seltene Geschichte. Man hört heute wohl das Wort „reine Jugend" in der Grossstadt kaum mehr mit dem ganzen hoffnungsfreudigen Stolze früherer Elterngeschlechter aussprechen.

Es ist immer eine gewisse Resignation mit untergemischt und man ist mehr und mehr geneigt, frühere Zeiten um dieses köstlichen Gutes willen zu beneiden. Reine Jugend! Wo gäbe es die auch noch in der heissen, vom Parfüm raffinierter Lüste und von wüstestem Alkoholdunste durchschwängerten Atmosphäre der grossen Stadt? In wenigen stillen, friedlichen, harmonischen Familien nur, in denen noch ein gewisser

unzerstörbarer Fonds von geistiger und körperlicher Gesundheit vorhanden ist. Und moralische Helden? — Ach Gott, die sind zu zählen! Es ist aber keine rechte Wurzelerde für sie vorhanden, sie können nicht gedeihen. In dem überkultivierten Boden der heutigen Gesellschaft fressen allzuviel Würmer an ihrer Kraft. Schon einer davon ist mächtig genug: die allgemeine Nervosität unserer Zeit.

Doch ich wollte ja eine Geschichte erzählen, die Geschichte von einer Mutter. Denn wenn von reiner Jugend die Rede sein soll, dann muss man bei der Mutter anfangen ....

Die verwitwete Frau Gymnasialdirektor Heinlein (eigentlich heisst sie ja ganz anders!) war eine prächtige Frau. Das ist schon eine Seltenheit an sich, denn in den Häusern der Herren Schulgewaltigen aller Kategorien wären wohl solche Frauen nötiger, als das liebe Brot, gewöhnlich ist aber die Frau Lehrer oder Frau Oberlehrer oder Frau Direktor ein sanftes, nachgiebiges, schüchtern in sich selbst hineinkriechendes Wesen, das

selten wagt, dem ans Befehlen gewöhnten Gatten einmal eigene erzieherische Meinungen zu servieren. Von andern Spielarten von Lehrerfrauen, namentlich von solchen auf dem Lande, ganz zu geschweigen . . . .

Man darf doch den ohnehin nervösen Schultyrannen beileibe nicht noch daheim aufregen! Alles muss nach seinem Willen gehn und wenn der Herr Gemahl die Schultür hinter sich zugemacht, dann will er am liebsten von „Fachsimpelei“ nichts mehr wissen. Oder aber die Sache verkehrt sich in ihr Gegenteil und er wird ein Fachsimpel auch im Leben, eine jener unangenehm lehrhaften Erscheinungen, die durchaus nicht so selten sind und die man gewöhnlich mit dem Worte „Schulmeister“ im nicht wohlwollenden Sinne bezeichnet, einem Worte, das ja sonst als Ehrentitel gelten darf.

Der Herr Gymnasialdirektor Heinlein war keines von Beiden gewesen. Ein Erzieher, wie er sein soll, ein Vater, der nicht nur seine Frau an sich, sondern auch als Mutter seiner Kinder vollauf zu schätzen wusste und der mütterlichen Erziehung niemals rück-

sichtslos mit einem „sic volo, sic iubeo!" in die Parade fuhr. Die Frau Gymnasialdirektor wusste freilich auch, was es bedeutet, Frau und Mutter zu sein, sie kannte ihre Pflichten bis ins kleinste hinein. Sie war seinerzeit nicht als dummes, unerfahrenes Gänschen in die Ehe getreten; weder war sie als ängstlich vor aller Erkenntnis, wie vor Zugluft gehütetes, geistiges Lutschbaby zu ihrem Manne gekommen, noch gehörte sie zu den jetzt fast die Regel bildenden demi-vierges, die die Freuden der Ehe zwar schon vor ihrem Beginn heimlich genossen haben, von den schweren Pflichten aber ebensowenig wissen, als das kleinste Kind und gewöhnlich auch nichts davon wissen wollen. Frau Adele Heinlein war wissend und doch rein und das pflegen die besten Frauen zu werden, weil sie mit vollem Bewusstsein die eheliche Gemeinschaft beginnen.

Allerdings — wolkenlos war auch der Himmel der Heinleinschen Ehe nicht. Wo wäre das auch je der Fall! Die Wolke, die über diesem Paradiese schwebte, lag in Herrn Heinlein selbst, um dies einmal

so auszudrücken. Er hatte oft recht schwere Mühe, sich jene harmonische Gleichmässigkeit, jene stete Liebenswürdigkeit und sonnige Herzlichkeit im Umgang zu bewahren, die ihn eigentlich auszeichnete. Der Arme litt von jeher schwer an den Folgen häufiger Jugendkränklichkeit, an Neurasthenie und Gemütsbedrückung. Und wenn er sich auch noch so redlich und mit bewundernswerter Kraft bemühte, diese Anfälle zu verbergen, dem Auge der liebenden Gattin entgingen sie doch nicht und so machte Frau Adele Heinlein auch in ihrer Ehe oft genug trübe Stunden durch.

Es waren natürlich auch Kinder bei Heinleins gekommen, ein Knabe, ein Mädchen und dann wieder ein Knabe. Die beiden Aeltesten, gesund an Leib und Seele, füllten ihren Platz im Leben aus. Nur der Jüngste war und blieb das Angstkind der Eltern. Es war ein blonder, hübscher Junge, der Willi Heinlein. Und so klare, leuchtend blaue Augen hatte er, ganz wie die Mutter. Doch diese blauen Augen blickten gar nicht so recht lebensfreudig und energisch in die Welt.

„Weiss der Himmel, der Junge sieht mehr wie ein Mädel aus!“ seufzte Herr Direktor Heinlein oft, „ich wollte, ich könnte ihm ein paar Uebermutsbazillen einimpfen. Er ist mir oft gar zu sensibel und weich. Woran das nur liegen mag?“

Herr Heinlein sagte nicht, wie vielleicht andere liebenswürdige Väter in solchen Fällen zu seiner Frau: „Das hat er wahrscheinlich von Dir!“ Und er knüpfte auch daran nicht etwa ein paar schmeichelhafte und bissige Betrachtungen über „weibische Erziehung“, „Verwöhnen“ und „Verzärteln“, Muttersöhnchen“ und dergl. mehr. Er wusste genau, dass Frau Adele in ihrer kraftvollen Frische und mit ihren gesunden Ansichten die letzte gewesen wäre, der man solche Vorwürfe hätte machen können. Er donnerte nun aber auch nicht auf den armen Jungen ein und suchte ihn mit Gewalt „aufzurappeln“, noch weniger übergoss er ihn mit Spott wegen seiner Mädchenhaftigkeit.

„Mag sich der Junge ruhig entwickeln!“ das war Herrn Heinleins Prinzip und er selbst tat redlich das

Seine, den Knaben zu stützen und zu halten. Nur dass er das nicht mehr lange konnte, denn eines traurigen Tages, ehe noch der Willi in die Tertia des Gymnasiums eingerückt war, brachte man ihm seinen Vater tot ins Haus . . . .

Nun war es an Frau Adele, den Willi zum Manne allein zu erziehen und diese Aufgabe war wohl die schwerste ihres Lebens. Sie fasste sie an mit der ganzen Gewissenhaftigkeit, der ernsten Gediegenheit und dem energischen Willen, die ihr von jeher eigen gewesen waren. Der Kampf, den sie mit finsteren, verborgenen Mächten um die Reinheit der Seele ihres Sohnes, um die Gesundheit und Kraft seines jungen Leibes führte, er brachte sie eines Tages als Hilfesuchende ins Sprechzimmer.

„Darf ich um eine intime Unterredung bitten? Ich komme nicht als Kranke!“ so fragte sie beim Hereintreten.

„Wenn ich Ihnen nützen kann —“ Die Aerztin wies ihr mit freundlicher Handbewegung einen Sitz an.

„Ein weiblicher Arzt, der selbst Mutter ist, wird allein im Stande sein, meinen Standpunkt und mein Leid zu begreifen, — so sagte ich mir und darum suchte ich Sie, verehrte Frau auf“, fuhr Frau Heinlein fort. „Ich komme meines Sohnes wegen und möchte Ihr Urteil als Frau sowohl, wie als Arzt hören“.

„Erzählen Sie bitte!“ ermunterte die Aerztin.

„Lassen Sie mich gleich beginnen. Gewiss sind auch Sie der Ansicht, dass der Mann, wie die Frau, rein in die Ehe treten soll und dass das heutige geschlechtliche Leben des Mannes vor der Ehe eine traurige verderbenbringende Verirrung ist, die wir mit aller Energie bekämpfen müssen?“

„Gewiss ist sie dies, allein genaue Kenntnis des Lebens, d. h. der heutigen sozialen Verhältnisse zwingt uns auch zu Zugeständnissen“.

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Besucherin etwas betroffen.

„Dass absolute Keuschheit des Mannes nur unter Verhältnissen möglich ist, wie wir sie heute nicht immer

haben, — ich spreche natürlich von der Allgemeinheit, nicht von einzelnen starken und gesunden Karakteren, die Keuschheit unter allen Umständen durchführen können. Sie missverstehen aber hoffentlich nicht. Damit will ich nicht etwa die heutige Unsittlichkeit des Mannes sanktioniert wissen".

„O, ich verstehe vollkommen. Um es kurz zu machen: ich habe meinen jüngsten Sohn streng sittlich erzogen und zu solchem Vertrauen zu mir, dass er mir Alles berichtet. Zuversichtlich hatte ich gehofft, ihn rein von allen Anfechtungen erhalten zu können, nichts habe ich unterlassen an Fürsorge, Aufklärung, Ueberwachung und dennoch — dennoch! Ich bin darüber krank vor Kummer geworden".

„Ist Ihr Sohn ein kräftiger, gesunder Mensch und wie alt ist er jetzt?" fragte die Aerztin dazwischen.

„Er ist jetzt kräftig und früh entwickelt gewesen, aber — gesund kann ich ihn nicht nennen. Sein Vater war Neurastheniker und mein Sohn selbst hat mir während seines ganzes Lebens infolge seiner

Schwächlichkeit und seiner Widerstandsunfähigkeit gegen seelische Eindrücke grosse Sorge gemacht. Das zwanzigste Jahr hat er jetzt erreicht".

„Soll ich Ihnen sagen, wie es jetzt mit dem Sohne steht?" warf die Aerztin ein. „Er ist erblich belastet — vielleicht nicht nur väterlicherseits, sondern auch durch Sie — hatte daher krankhaften, vorzeitigen Geschlechtstrieb. Er verfiel frühzeitig einem gewissen Jugendlaster und leidet nun an sexueller Schwäche. Ist es nicht so?"

„Sie kommen der Wirklichkeit sehr nahe, verehrte Frau. Es ist ziemlich so, wie sie sagen. Aber welche Vermutung haben Sie hinsichtlich der Vererbung von meiner Seite? Ich bin nie krank gewesen".

„Das braucht auch nicht der Fall zu sein, — haben Sie aber nicht Kummer und seelische Erschütterungen gehabt während der Zeit seines Werdens? — Ihre Gesichtszüge reden eine deutliche Sprache". —

„Allerdings, die hatte ich redlich!" Frau Heinlein seufzte.

„Nun, es gibt keine schlechteren Einflüsse für das Kind, als anhaltende Gemütsbewegungen der Mutter vor seiner Geburt“.

„Der Junge ist doch so gut und treu und geistig so hoch begabt, — kämpft seit seiner Krankheit mit sich und seinen Zuständen, dass mir das Herz darüber brechen könnte!“ Eine Träne rann langsam über die schmale Wange der Mutter.

„Ist er dem verderblichen Laster noch ergeben?“

„Nein“, erwiderte die Frau „es beherrschte ihn eigentlich nur zeitweilig als Kind, wohl aber klagte er mir über Vorgänge im Schlafe, welche die gleiche schwächende Wirkung hätten. Man hat ihm von allen Seiten zugeredet, doch endlich mit geschlechtlichem Verkehr zu beginnen, da er dann sicher besser geistige Anstrengungen ertragen und im allgemeinen normaler werden würde. Er wollte aber den Lehren seiner Mutter durchaus treu bleiben und schämte sich dessen, obwohl das andere Geschlecht grossen Reiz für ihn hat und obwohl er weibliche Herzen schon mit 18 Jahren im

Sturm gewann. Da war ich gezwungen, ihn seiner Studien wegen von mir zu geben — —. Er kam in ein Haus, wo ein slavisches Dienstmädchen ihn zu Falle brachte. Es hatte schon einmal geboren, war aber von grosser Herzensgüte. Männliche Ratgeber hatten meinem Sohne versichert, die Ansichten seiner Mutter seien ja recht gut, aber als Frau sei sie unvermögend, den Mann auf diesem Gebiete zu verstehen, ihre Leitung müsse nun doch wohl ein Ende nehmen".

„Stets die Ansicht der Männer, wo unsere Ansichten ihnen unbequem werden. Das kennt man! Aber wissen Sie, wie dieser Verkehr körperlich auf ihn wirkte?" — frug die Aerztin.

„Ach, die Wahrheit muss zugestanden werden, auch wenn ihr Geständnis schwer fällt —. Ich erfuhr es erst später, dass die damals eingetretene, auffallende, allgemeine Besserung, die mich so gefreut hatte, und die ihn eigentlich befähigte, das Abiturium mit guten Noten abzulegen, nur diesem Verhältnisse zuzuschreiben war. Er war durch den natürlichen Verkehr ausdauern-

der, ruhiger, vernünftiger geworden. Das ist die Wahrheit!“

„Das war zu erwarten! Wie lange dauerte diese Besserung an?“

„Er selbst brach den Verkehr ab, als er seinen Zweck erreicht hatte, musste später auch auf die Universität und dort traten dann sonderbare Erscheinungen auf. Er lebte wieder ganz abstinent und die auffallende Besserung hielt nur wenige Monate an. — Er wurde in sich gekehrt, ging bedrückt umher, nannte sich meiner unwürdig, besuchte die Kollegien nicht, ach es war eine fürchterliche Zeit und zudem damals noch ganz rätselhaft für mich“.

„Haben Sie den eigentlichen Grund dieser auffälligen Verstimmung nicht erfahren?“

„Lange nicht, er wich einem Geständnis aus, er würde nun Mann und müsse seinen Weg allein gehen. Ich sah aber, wie schwer er unter dieser inneren Einsamkeit litt. Ich liess also nicht nach und endlich gestand er mir die Ursache seiner Qual. Für eine Frau



mit meinen Anschauungen ist es bitter, anderen Menschen einzugestehen, was er mir damals zumutete. Sie aber, verehrte Frau, werden mich nicht missverstehen!"

„Sie können versichert sein, dass ich allen Umständen gerecht zu werden mich bemühe und dass ich aufrichtige Teilnahme für Sie empfinde".

„Hören Sie! der Verkehr mit dem slavischen Mädchen hatte Folgen. In rührend treuer Liebe hing das Mädchen meinem Sohne an. Es gebar ihm einen Knaben ... Seitdem mein Sohn davon Kenntnis hatte, fühlte er sich wie ein Geächteter, geknickt und gebeugt ging er umher. Was er von seinem Gelde entbehren konnte, schickte er heimlich dem Mädchen für das Kind, und dass er für das arme kleine Wesen sorgen wolle, damit ein rechter Mensch aus ihm werden könne, das war sein fester Entschluss".

Die heftig bewegte Mutter stand auf und machte einige Schritte durch das Zimmer. Dann fuhr sie fort: „Wenn Sie bedenken, dass ich noch zwei Kinder zu versorgen habe, seit 10 Jahren Witwe bin und in einem

anstrengenden Beruf meine Kräfte verbrauche, so werden Sie begreifen, was dieses Ereignis für mich bedeutete. Mein Sohn durfte unter keinen Umständen zur Bevölkerung der Findelhäuser oder Vermehrung eines verkommenen Proletariats beitragen, — er durfte aber auch nicht ein armes Landmädchen, das ihm sein Bestes gab, nämlich ihr Herz, schädigen: ich war also entschlossen, das Kind zu mir zu nehmen, und für das gute Mädchen liebevoll zu sorgen".

„Das ist edel und gross gedacht, — ist auch allein einer edlen Mutter würdig!" konnte sich die Aerztin hier nicht enthalten voll Wärme zu sagen.

„Loben Sie mich nicht zu früh, — alle diese Heldentaten wurden mir gespart. Das Kind starb nach einigen Monaten, — vielleicht weil sein kaum 19jähriger Vater ihm doch nicht allzuviel Nervenkraft mitgegeben hatte — und nun war mein Sohn erlöst".

„Das war allerdings für alle Beteiligten der beste Ausgang! Andere würden sagen: der arme Junge hat schändliches Pech gehabt, weiter nichts. Aber allem



Anscheine nach hat er schwer gelitten und verdiente Erlösung und Verzeihung".

„Ja, auch ich konnte ihm nicht zürnen. Nun aber kommt erst die Hauptsache! Nach dem Geständnis und dem Tode des Kindes wurde er zwar seelisch freier und wieder ein Herz und eine Seele mit mir, aber seine Gesundheit ist seitdem schlecht. Tagelang ist er zu jeder geistigen Arbeit unfähig gewesen, Kongestionen nach dem Kopfe, schlechter Schlaf, allgemeine Unruhe und was das Schlimmste ist: Wiederkehr jener nächtlichen Erscheinungen, die ihn so beängstigten, dies alles wechselte beständig ab. Mit einem männlichen Arzt über diese Dinge zu sprechen, bringe ich nicht über mich, — Sie sind daher meine Zuflucht".

„Was sagt denn Ihr Sohn selbst über seinen Zustand?"

„Er sagt, was ihm auch andere schon gesagt haben, dass nur natürliche geschlechtliche Befriedigung ihn zu einem ordentlichen Menschen machen könnten. Und Frau Doktor — ich gestehe es selbst — ich glaube,

es ist so. Nun stehen wir vor dem „Wie“ und wissen uns tatsächlich nicht zu helfen. Was sollen wir Ihrer Ansicht nach tun?“

„Das ist ein böser Konflikt, allerdings!“

„Gemeine Verhältnisse widern ihn an, — Befriedigung auf natürlichem Wege führt zur Vaterschaft oder — Infektion, — heiraten kann er doch noch nicht mit 20 Jahren. Was soll man tun?! Es ist schrecklich. Er spricht von Selbstmord, wenn es noch lange so mit ihm weiter geht. —“

„Nichts zerrüttet den männlichen Organismus mehr als Onanie — davor muss er tatsächlich behütet werden. Viele sittlich strenge junge Männer haben sich ruiniert, weil sie unreinen Verkehr verabscheuten und doch nicht stark genug waren, allen Reizen zu widerstehen. Sorgen Sie dafür, dass er Alkohol strenge vermeidet, er ist eine der reichlichsten Quellen für sexuelle Reizbarkeit und für die daraus resultierende Unsittlichkeit unserer Zeit. Ich glaube, Ihr Sohn verirrt sich im Schlafe, wenn der Reiz zu übermächtig wird“.

„Seit mehreren Jahren schon trinkt er nicht mehr! Und zwar aus Prinzip nicht". —

„Ein Glück für ihn! Dann sorgen Sie für genügende Muskeltätigkeit".

„Ist auch schon längst geschehen. Er ist ein vorzüglicher Fechter, Schwimmer usw., verträgt aber zeitweise körperliche Anstrengungen gar nicht".

„Wie alle Neurastheniker. Und dann — —". Die Aerztin zögerte.

„Ach Gott — geben Sie mir keinen so schrecklichen Rat! Bedenken Sie, ich habe die Petition zur Abschaffung der Prostitution mit unterzeichnet, ich habe die jüngste Frauenversammlung mit geleitet, deren Resolution lautete: „Gleiche Moral für Mann und Frau", — ich arbeite mit an der Rettung gefallener Mädchen; soll ich meinen eigenen Sohn in die Arme solcher Verlorenen treiben, soll ich zur Miterhaltung der Bordelle beitragen und dann als Heuchlerin und Wortbrüchige vor mir selber dastehen?! Andererseits kann ich doch meinen Sohn nicht mit offenen Augen zu Grunde gehen sehen, — es muss Hilfe geschaffen werden!"

Die tief erregte Frau drückte ihre Hände auf die der Aerztin.

„Dass ein normaler junger Mann unter gesunden Verhältnissen rein in die Ehe treten kann, wie das Mädchen, ist erwiesen", begann die Aerztin mit ernster Miene, „das krankhaft erregte Geschlechtsleben unserer Zeit aber macht solche junge Männer immer seltener. Wie eine Sünde die andere nach sich zieht, ein Uebel das andere, so können wir von einer so nervenschwachen Zeit, wie die unsrige, keine moralischen Helden mehr fordern. „Tout comprendre, c'est tout pardonner!" Für einen grossen Teil der heutigen unverehelichten Männerwelt schafft tatsächlich die staatlich geregelte Prostitution nicht Einrichtungen des Vergnügens, die auch den Mann entwürdigen, sondern Institute, die zur Erhaltung der Gesundheit des Mannes wesentlich beitragen, — natürlich auf Kosten jenes Teiles der weiblichen Bevölkerung, die sich, durch Not oder Liederlichkeit getrieben, bereit zeigt, sich diesem Zwecke zu opfern. Dieser grelle Gegensatz in der Stellung der

Geschlechter, der grausame Missbrauch des einen Geschlechtes zu Gunsten des andern, erheben schwere Anklagen gegen die heutige Gesellschaft! Die Zukunft muss dieses Missverhältnis ändern und sie *wird* es. Prostitution hat es zu allen Zeiten gegeben, aber mit der zunehmenden geistigen Entwickelung des weiblichen Geschlechtes wird die Schmach und die Verantwortung, die es stets bisher *allein* getragen, auch auf den Mann übergehen und damit die Entlastung des Weibes eintreten. Dann wird viel Böses aus der Welt beseitigt sein! Wollen wir aber gerecht sein, so dürfen wir nicht nur unser eigenes unterdrücktes Geschlecht beschützen, sondern wir müssen auch dem gesunden und *sittlich strebenden* Manne gerecht zu werden trachten. Sein sexueller Trieb ist ein mehr aktueller als beim Weibe, für ihn bestehen daher auch, besonders solange jugendliche Unreife vorwaltet, andere Gefahren als für das Weib, — dies wird in gewissen Frauenkreisen viel zu wenig erkannt und macht doch so vieles erklärlich. Bemühen Sie sich daher auch, Ihrem Sohne noch gerechter zu werden!"

„Das will ich ja, Frau Doktor! Ich erkenne mit Staunen, dass Sie, verehrte Frau, viel objektiver urteilen, als ich dies bis heute bei unseren Frauenrechtlerinnen gefunden“ — —

„Diese Fähigkeit verdanke ich zum Teil meinem Beruf, der uns lehrt, Ursachen und Wirkungen besser abzuwägen und subjektive Meinungen zu vermeiden. Ihr Sohn nun, der reifer scheint, als viele seines Alters und bei dem es gilt, ein grösseres Uebel durch ein kleineres zu beseitigen — also sexuelle Anomalien durch natürliche Befriedigung zu heilen — muss geregelten Verkehr bekommen, so lange er seine Lebensweise nicht gründlich ändern kann. Sonst wird er zur Absolvierung des Studiums überhaupt unfähig bleiben. Seine feine Psyche verlangt einen gewissen Grad von Achtung und Sympathie für das weibliche Wesen, das sich ihm zu eigen gibt, anderseits widerstrebt es ihm, in einem, nur der körperlichen Befriedigung dienenden, also niedrigen Verhältnis seine edelsten und heiligsten Gefühle zu profanieren. Vielleicht aber könnte ihn um

dieses Dilemma ganz zu vermeiden, Verzicht auf das Studium und kräftigende Arbeit in der freien Natur retten!“

„Er sagte mir wiederholt, er schäme sich vor seiner zukünftigen Frau, wenn er jetzt noch irgend etwas Unreines täte!“

„Dieser Ausspruch allein beweist, wie herzensrein Ihr Sohn ist. Er muss einen Mittelweg wählen! Nicht Verachtung und Rücksichtslosigkeit gegen das Mädchen, nicht gemeine Verliebtheit, nein, freier Entschluss beiderseits und freundlicher, aber genau bemessener Verkehr, der stets unterbrochen wird, wenn sein Befinden ein befriedigendes geworden ist. Nicht Vergnügen oder Gewohnheit dürfen sein Handeln in diesem Falle leiten, sondern traurige Notwendigkeit. In wenigen Jahren wird dann Ruhe in ihn einziehen und er wird keusch leben können oder — heiraten“.

„Ich verstehe! — Aber die Gefahr der Vaterschaft und die Ansteckung —“

Beides wird vermieden in zahlreichen, ähnlichen

Fällen. Ich werde Ihnen an einem Beispiele die Sache besser verständlich machen. Es fällt mir da eine ganz ähnliche Geschichte ein, die mir auch eine Mutter aus dem Kreise meiner früheren Patientinnen erzählt hat. Ein Korpsstudent von der besseren Sorte, die leider nicht allzu häufig ist — d. h. ebenso schneidig, wie anständig — lernte ein Buffetfräulein kennen. Sie gefielen sich, denn auch das Fräulein hielt auf sich und liess sich nicht mit Jedermann ein. Eines Tages sagte sie ihm etwa dem Sinne nach folgendes: „Wir gehören zusammen, — Sie können ohne geschlechtlichen Verkehr nicht sein und ich hatte schon ein freies Verhältnis. Wir wollen einander angehören!" Sie nahm kein Geld von ihm und sah auch keinen Andern an; sie war gesund und wusste sich in unauffälliger Weise vor der Mutterschaft zu bewahren. Sie verkehrten zwei Jahre lang, dann trat eine gewisse Sättigung ein, der junge Mann, — von Natur sittlich beanlagt, aber ohne moralische Leitung, wurde freiwillig Abstinent hinsichtlich des Alkoholgenusses und — dies verdient besonders her-

vorgehoben zu werden, — in weiterer Folge auch abstinent in der Liebe". —

„Gegen ein solches Verhältnis wäre allerdings vom moralischen Standpunkte auch Manches einzuwenden", warf Frau Heinlein bedenklich ein.

„Sicherlich, geehrte Frau! Tugendhaft im herkömmlichen Sinne waren die Beiden nicht, aber auch nicht schlecht und stellen Sie sich vor, wie es ihnen Beiden ergangen wäre, wenn er bei reichlichem Alkoholgenuss seinem natürlichen Triebe erlegen und in schlechte Hände geraten wäre, sie aber sich bei dem nun einmal schon vorhandenen sexuellen Reiz heimlichen Verirrungen oder gar der Prostitution ergeben hätte. — Ausserdem haben die Beiden durch ihren zeitweiligen Verkehr andere Menschen nicht benachteiligt oder gekränkt. Ihren beiderseitigen zukünftigen Gatten wird die Erinnerung an die Zeit dieses „freien Verhältnisses" zwar nicht gerade angenehm sein, aber — machen wir uns klar, dass das kleinere Uebel sie vor grösserem bewahrte und sie in der Welt, in der sie nun schon ein-

mal lebten, befähigte, überhaupt gesunde Gatten zu werden. Ideale Charaktere hätten natürlich trotz aller erschwerenden Umstände andere Wege eingeschlagen. Dies waren sie nun beide nicht. — Ihr Sohn würde aus anderen Gründen vielleicht auch ihrem Beispiele folgen. Diese Gründe erheben ihn abér um ein Bedeutendes über Menschen, welche in der Sucht nach dem Genusse nur ihrem Jugenddrange genügen. Leider sind solche wohl glücklicher, als Ihr armer Sohn, aber wie gesagt, sie sind auch gefährdet. Ich rate Ihnen, lassen Sie Ihren Sohn ein solches Mädchen suchen, da ihm gelegentliche Befriedigung durch gewerbsmässige Prostituierte, auch der dabei notwendigen Vorsichtsmassregeln wegen, nicht jenen Nutzen bringen wird, den Sie daraus erstreben müssen. Ein solches Verhältnis auf Achtung und Neigung begründet, kann ihn retten!"

„Wahrscheinlich haben Sie recht", seufzte die Mutter. „Ich will's mit meinem Sohne besprechen. Haben Sie indessen herzlichsten Dank! Wenn er nur ein weib-

liches Wesen fände, dem er sich ohne Gewissensbisse verbinden dürfte!"

Frau Heinlein ging, Herz und Kopf mit neuen Vorstellungen, aber auch mit frischem Mut erfüllt. — Heute ist der Willi Heinlein ein gesunder, kraftvoller Mensch, hat längst seine Examina hinter sich, ist als Dr. phil. zur Presse übergegangen und schlägt als Journalist eine vornehme und doch schneidige Klinge. Ein hübsches, kluges und munteres Weibchen, und ein herziges Töchterchen machen ihn zum glücklichsten Ehemanne. Und wem hat er das zu danken?

Wem anders, als seiner Mutter? — Ach, Ihr armen Söhne unserer traurigen Zeit, — könnte man Euch Allen solche Mütter geben!

Lesbische Liebe.

Verborgene Abgründe im Menschenleben! Ihrer gibt es so unendlich viel und nie werden sie sich schliessen, ob auch die Opfer alljährlich zu Tausenden ahnungslos ihnen zutaumeln und mit zerschmetterten Gliedern den Boden bedecken. Sie werden erst ihre Gefahr verlieren, wenn die Menschheit sie kennen lernt, wenn die Warnungstafeln vernünftiger Aufklärung sich an allen Wegen erheben und die Strasse zur Höhe, zum rechten Ziel für Jeden gangbar sein wird. Ob diese Zeit nicht kommt? Viel, unendlich viel Arbeit ist noch zu tun bis dahin und der Arbeiter sind immer noch zu wenig. Bittere Zweifel befallen auch den Hoffnungsfrohesten, wenn er sieht, wie die Men-

schen auf dem Wege zur Höhe durch allerlei Leidenschaften, auf Nebenwegen ihre Kräfte zersplittern und vergeuden, wie allerlei selbstaufgerichtete Schranken und Hindernisse Tausenden, ja Millionen von ihnen diesen Weg ganz versperren, wie sie auf halber Höhe ermatten, auf Irrwege geraten oder gar unten im dunklen, luft- und lichtleeren Tale der Armut und Niedrigkeit elend verkommen müssen, teils durch eigene Schuld, teils durch die ihrer Erzeuger und Erzieher. Hier spielen sich die schwersten Tragödien des Menschenlebens ab, hier heisst es, das Seziermesser ansetzen an Zustände, die schon unendliches Elend gerade über die Besten und Edelsten gebracht haben, über die, die es mit Moral und Ethik Ernst nehmen und schwere Gewissenskämpfe durchzumachen haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Wer die grosse, schlanke Frauengestalt mit den stets ernsten Zügen und dem edlen Gesichtsschnitt, der dem einer griechischen Kamae auch im Teint auffallend glich, auf der Strasse sah, der blickte ihr unwillkürlich

nach und tiefes Mitleid erfasste ihn. Ja — Mitleid! Denn der Gang der schönen Frau war wohl aufrecht und vornehm, aber oft tastend, suchend und die grossen, schönen Augen blickten leer, fast ausdruckslos. Sie war fast blind.

Viele kannten sie noch von früher, als ihr Name bewundernd wo sie sich zeigte von Mund zu Mund ging, und alle Zeitungen ihres Ruhmes voll waren.

Neben dem Ernst auf ihren Zügen lag aber seit einiger Zeit auch ein heimlicher Schmerzenszug.

So kam sie eines Tages ins Sprechzimmer.

Sie klagte nicht über die Augen, — das war ja nicht mehr zu ändern und sie hatte sich nach leidenschaftlichem Kampfe ihrem Schicksal ergeben, — sie klagte über Leiden, die heute in der Frauenwelt zwar sehr häufig sind, aber von zuweilen recht verschiedenen Ursachen hervorgerufen werden.

Die Aerztin zeigte eine fragende Miene, schwieg aber und liess der Patientin Zeit, sich frei auszusprechen. Der Arzt kommt oft durch freiwillige Bekennt-

nisse weiter, als durch rücksichtsloses, direktes Forschen.

Endlich begann die schöne Frau: „Es lässt mir keine Ruhe, Frau Doktor, — ich muss Ihnen nähere Mitteilungen über mein Leben machen!“

„Sprechen Sie sich aus, liebes Fräulein“, ermunterte die Aerztin, „es wird Ihnen sicher wohl tun und mir wahrscheinlich meine Aufgabe erleichtern“.

„Hoffentlich verurteilen Sie mich nicht, wenn Sie Alles wissen, Frau Doktor! — Ich war nicht immer das, was ich jetzt scheine, ich hatte einen heissgeliebten Beruf, für den ich von meinem 17. Jahr an die grössten Opfer brachte. Bis vor wenigen Jahren gehörte ich der Bühne an“, — sie atmete schwer bei diesen Worten und man sah, wie sie gewaltsam ihre Erregung niederkämpfen musste. „Manchen schönen Erfolg hatte ich als Opernsängerin zu verzeichnen, bis dieses Uebel mich grausam aus allen Hoffnungen und Bestrebungen riss! Immer schlimmer wurde es mit mir, ich wurde unfähig zu Allem und musste bei voller Arbeitskraft schliesslich verzichten“ —

„Das war bitter“, warf die Aerztin teilnehmend ein.

„Ja, sehr bitter. Seit fünf Jahren habe ich kein Theater mehr besucht und auch nicht mehr gesungen“ —

„Und wie füllen Sie Ihre Zeit aus? Ohne Arbeit kein Leben!“ —

„Ich gebe Sprachstunden, wobei mich meine Augen nicht stören und beziehe ausserdem eine kleine Pension. So bin ich doch nicht ganz müssig“. Sie schwieg und ihre Gedanken schienen in der Ferne zu schweifen.

„So haben Sie also schwere Stürme hinter sich“, nahm die Aerztin die Unterhaltung wieder auf. „An welches Erlebnis schloss sich nun der Beginn Ihrer Erkrankung an?“ —

Die Sängerin schien unruhig; zögernd erwiderte sie: „Erlebnis —? Ich wüsste keines, das kam Alles so allmählich heran, nicht plötzlich“ — — Sie schwieg. „Ich weiss, dass Sie jetzt Schlechtes von mir denken“, begann sie nach einer Weile wieder„ „Sie glauben, dass ich, wie viele meiner Kolleginnen, ein leichtfertiges Leben

führte und jetzt ernte, was ich früher gesät habe. Dem ist aber nicht so!"

„Nicht doch, liebes Fräulein — ich greife nicht vor".

„Ich wurde strenge erzogen und hatte niemals ein intimes Verhältnis mit einem Manne!"

„Niemals? — Sie hätten nie einem geliebten Manne näher gestanden während der vielen Jahre Ihrer Bühnentätigkeit —? Das ist allerdings schwer zu glauben!"

„Aber es ist doch so! Ich habe gekämpft und entbehrt — und — —" Leiser setzte sie fort: „allerdings habe ich auch einmal innig geliebt, zur Ehe kam es doch nicht, da mein Vater sich dazwischen stellte. Er wollte keinen Schauspieler zum Schwiegersohn und hat mein Glück dadurch zerstört". —

„Oh das ist hart!"

„Ja, — viel Trauriges in meinem Leben, ein verfehltes Dasein überhaupt!" —

Tröstend legte die Aerztin ihre Hand auf die der Sängerin.



„Aber nun die Hauptsache, Frau Doktor! Sie würden heute als Arzt nichts an mir finden, wenn ich nicht in schlechte Frauengesellschaft geraten wäre!“

„In schlechte Frauengesellschaft, — wie ist das zu verstehen?“

„Haben Sie nie von Frauen gehört, die natürlichen Verkehr mit Männern scheuen und sich gegenseitig Erregungen schaffen, die Niemand unter einem Freundschaftsverhältnis suchen würde? Ich gewann eine Freundin, eine verheiratete Frau, die mich verführte. Unbefriedigt durch mein unglückliches Liebesverhältnis, erregt durch meinen Beruf und in dem Alter, in welchem auch die Frauen Wünsche haben, bin ich erlegen!“

„Und haben den Grund Ihrer Erkrankung gelegt!“

Erschrocken hob die unglückliche Frau den Kopf: „Also Sie glauben auch, dass dies zusammenhängt?“

„Das wissen Sie nicht?!“ — fragte nun erstaunt die Aerztin zurück. „Sie wissen nicht, dass jede unnatürliche Befriedigung sich an unserem Körper rächt, den Grund zu schweren, nervösen Störungen und chro-

nischen Krankheiten legen kann? — Oh, dass Sie Niemanden hatten, dem Sie sich damals anvertrauen konnten, der seine warnende Stimme erhoben hätte!" —

Gesenkten Hauptes sass die Frau da, die leeren Augen starr auf einen Punkt gerichtet.

„Wie lange verkehrten Sie mit dieser Freundin, die Ihr Unglück wurde?"

„Lange, viele Jahre, — dann immer seltener" —

„Dies erklärt Alles! Hätten Sie den Mut gehabt, entgegen Ihrer Erziehung, natürlich zu leben und einem Manne ohne Rücksicht auf äussere Verhältnisse Alles zu geben, so wären Sie jetzt wahrscheinlich ein gesunder, glücklicher Mensch und eine gefeierte Künstlerin. Ich will wahrhaftig nicht Leichtfertigkeit damit predigen, wenn ich das sage, sondern nur feststellen, dass die Verwüstungen, die heimliche, widernatürliche Leidenschaften anrichten, grösser und gefährlicher sind, als alles Andere!"

„Ich war nicht die Einzige, die dem Manne auswich und solchen Ersatz suchte, — viel mehr als Sie

wohl ahnen, ist dieser heimliche Verkehr unter Frauen verbreitet, sogar in sehr hohen Kreisen".

„Umso schrecklicher!"

„Ich kannte eine ältere Frau, auch verheiratet, die junge Mädchen an sich lockte, um sie zu unterweisen, — sie widerte mich an und darum entzog ich mich ihr".

Auch diese verheiratet? Das klang ja ganz unglaublich und liess sich nur so erklären, dass die Ehen dieser Beiden ungesund, unbefriedigend gewesen waren. Die Frauen gereizt und temperamentvoll, wohl auch nicht zu reich an moralischen Grundsätzen oder hygienischer Bildung, hatten sich Ersatz in weniger auffallender Weise gesucht. Die letzte Ursache war aber wahrscheinlich beim Manne zu suchen, der in einem Wüstlingsleben vor seiner Verheiratung seine Kräfte vergeudet und dann doch noch den Mut gehabt hatte, eine normale Frau an sich zu binden. Die Frauen waren dann die Betrogenen!

„Ach, Frau Doktor, wie wenige denken klar über all diese Dinge! Auch ich lernte erst später erkennen,

dass ich geirrt hatte und dass meine unsinnig strenge und prüde Erziehung schuld war an so manchem Fehler. Unwissend wie ein Kind bewegte ich mich unter meinen Kunstgenossen, immer belächelt ob meiner Naivität und Unerfahrenheit. — Dunkle, unverstandene Triebe, schlechtes Beispiel und so erliegt man!" —

„Sicher hat die Erziehung hier viel auf dem Gewissen. Ist der Mann aber nicht die Ursache solchen Eheunglücks, dann handelt es sich um einen krankhaft erregten Geschlechtstrieb, also um ein pathologisches Symptom bei der Frau, das stets mit anderen krankhaften Erscheinungen zusammenhängt, die allein vor das Forum des Arztes gehören". —

„Oh — welche Frau würde sich aber mit einer solchen Sache einem männlichen Arzt anvertrauen und wo sind die Aerzte, die sich die Mühe geben, uns körperlich und seelisch zu klären, zu heilen? Ich wollte, ich hätte früher Jemand gefunden, der mir diese Wohltat erwiesen hätte!"

„Es ist schwer — ich weiss — aber es wird

noch anders damit werden. Mehr weibliche Aerzte einerseits und mehr Aufklärung der jungen Frauenwelt anderseits! Das wird Heilung bringen. Und Sie, liebes Fräulein, dürfen auch nicht mutlos werden! Die Erkenntnis ist wohl bitter aber auch notwendig. Sagen Sie mir nun noch: haben Sie mir noch etwas zu verbergen? — Kann ich hoffen, dass ärztliche Behandlung Ihnen jetzt nützen wird?"

Die Kranke blickte mit schönem Ausdruck der Aerztin ins Gesicht. „Ich wäre nicht zu Ihnen gekommen, wenn ich mich jetzt nicht rein fühlte. Ich hoffe Alles von Ihrer Hilfe und ich verspreche, die folgsamste Patientin zu sein!"

„Nun gut! Aber sagen Sie, — ist alles Empfinden und Verlangen ganz in Ihnen erstorben, oder haben Sie noch zu kämpfen? Eine Frau in Ihren Jahren und mit Ihrer Lebenskraft sollte nicht ehelos dahin leben — auch das ist ein Hohn auf das Naturgesetz! Also fürchten Sie meinerseits keine Verurteilung. Ich habe nur grosses Mitleid für alle jene Frauen,

auf deren Lebensweg immer nur die Devise steht: Entbehre!“

„Nein, ich bin innerlich noch nicht abgestorben. Trotz aller Selbstbeherrschung treten im Schlafe während eigentümlicher Träume sonderbare Erscheinungen auf, die mich schon oft ängstigten“.

„Derlei wird häufig beobachtet! Sie werden auch dies verlieren und schliesslich ganz ruhig werden. Es sind nur Reflexerscheinungen früherer stärkerer Erregungen. Hören Sie aber nicht auf, durch den Willen zu wirken. Die Willenskraft reicht bis ins Traumleben hinein!“

„Ja, das weiss ich!“

Die Sängerin ging froheren Herzens als sie gekommen war und es lag wie der leise Hoffnungsschimmer einer lichteren Zukunft auf ihren Zügen. Die ganze Schaffens- und Gestaltungskraft ihrer Künstlerjahre und damit das Glück vollster innerer Befriedigung würde ihr freilich Niemand mehr geben können und auch das andere Glück, das sie in stillen Jugendträumen, im

heissesten Wünschen ihrer Seele sich ersehnt, war unwiederbringlich dahin. Nur eines war ihr geblieben: die Resignation. Aber es war kein herber, verbitternder, alle Herzensregungen ertötender Verzicht, sondern ein freundliches, von allzu heftigen Kämpfen verschontes Dahinleben, dem noch nicht alles Wirken versagt war und das noch geben und empfangen konnte.

Das war der Trost, der sie davor bewahrte, elend zu sterben und zu verderben.

Degeneration.

Die Gesellschaft sprach ungemein viel über sie, denn ihre neuesten Bilder stellte ein angesehener Kunstsalon aus und einer der scharfsinnigsten und geistvollsten Kritiker der Residenz hatte gnädigst geruht, seine Aufmerksamkeit, die Aufmerksamkeit eines blasierten, von Kunstgenüssen übersättigten Auges, und eines längst nicht mehr ursprünglich und echt empfindenden Herzens auf die Bilder der bis dahin wenig bekannten Malerin zu richten. Er schrieb einen grossen Entdeckerhymnus in seinem blendendsten Styl und Rita v. E. fand sich am nächsten Morgen als anerkannte Künstlerin in ihrem eleganten Atelier wieder.

Der natürlich und ungeschraubt empfindende Mensch

musste, wenn er dieses üppige Oberlichtboudoir betrat — ein Atelier konnte man den Raum fast gar nicht nennen trotz der zahllosen Bilder und Skizzen auf Staffeleien und Ständern — unwillkürlich zurückschaudern vor all den tausend Sonderbarkeiten, den excentrischen Sujets von Ritas Werken, ihrer mehr als kühnen, geradezu mystisch überspannten Malweise. Es pflegt meist ein schwerer Irrtum zu sein, wenn naive Gemüter den Charakter eines Künstlers mit seiner Kunst identifizieren. Beides berührt sich leider nur zu selten geschweige denn, dass es sich deckte. Bei Rita von E. aber war es anders.

Ihre Bilder konnte man ruhig als eine scharfe Konzentration, einen getreuen Niederschlag ihres ureigensten Seins und Wesens ansprechen. Rita war, was ihre Bilder waren: überspannt, geschraubt, hypermodern, unnatürlich, mit einem Worte dekadent im höchsten Masse.

Die so über Nacht berühmt gewordene Künstlerin stand bereits an der Grenze jener Jahre, die für das

Leben der gewöhnlichen Frau den Abstieg, das langsame Absterben bedeuten. Es hätte verwundern können, dass der Ruhm des Tages so lange gebraucht hatte, um sie zu erreichen. Sie hatte sich jedoch erst in späteren Jahren der Kunst zugewandt.

Es war aber ein von Erwerbsrücksichten völlig unbeeinflusster Drang gewesen, der sie auf diese Laufbahn getrieben hatte. Sie war vermögend und frühzeitig selbständig geworden, nachdem ihr Vater gestorben war und sie als einziges Kind zurückgelassen hatte.

Nun also war der Ruhm da, der erstrebte, ersehnte, aber er fand bei Rita keine freudig geöffneten Türen, keinen beglückten Empfang. Die Künstlerin verschloss ihm und allen andern Besuchern mit rücksichtsloser Beharrlichkeit ihre Tür, vergrub sich überreizt, missgestimmt, lebensunlustig, heiter ihren vier Wänden und eines Morgens betrat sie als Hilfe suchende Patientin das Sprechzimmer der Aerztin.

Rita v. E. war nicht sehr mitteilsam. Ihre herrische und durch und durch absonderliche Natur machte

sie wenig zum freundschaftlichen oder auch nur konventionellen Verkehr mit anderen Menschen geeignet. Und doch kam es eines Tages dazu, dass sie sich über ihre Vergangenheit aussprach und dadurch der Aerztin die rechte Erklärung gab für ihr sonderbares Wesen und ihre mannigfaltigen Leiden und Stimmungen, die alle hysterisch-nervöser Natur waren.

Sie war der Spross einer früher hochangesehenen Adelsfamilie, die aber jetzt in allen ihren Gliedern die Zeichen körperlichen und geistigen Verfalles an sich trug. Schwachsinn und Nervenkrankheiten waren in der Familie an der Tagesordnung. Nur Rita schien davon eine Ausnahme zu machen. Sie war kraftvoll, blendend schön und stets gesund. Von Kindheit an war sie ein Freigeist gewesen und hatte nie in ihren Kreis hineingepasst. Ihr scharfer Verstand erkannte die Mängel ihrer Umgebung, die engen beschränkten vorurteilsvollen Anschauungen ihrer Anverwandten, und rücksichtslos geisselte sie das alles, aus dem Gefühl ihrer eigenen geistigen Ueberlegenheit heraus. Ohne Scheu vertrat

sie auch ihre stark übertriebene Meinung von der Berechtigung und den Zielen der weiblichen Emanzipation und hatte besonders um dessentwillen viele Differenzen mit ihren Angehörigen. Kein Mann war ihr bedeutend genug, um mit ihrem Spott und ihrer Kritik Halt vor ihm zu machen und des Schicksals Tücke führte ihr auch keinen in den Weg, der ihre Hochachtung wirklich verdient hätte.

So kam sie hoch in die Zwanzig.

Da gelang es unvermutet einem Mann, sie ihrer Herrschaft über sich selbst zu berauben. Dieser Eine aber war kein „Rechter" für sie; war nicht der Mann, der vielleicht ihre glänzende Begabung in gute Bahnen hätte lenken, zu einem gesund empfindenden und lebenskräftigen Weibe hätte machen können. Nach dem Tode ihres Vaters hatte sich Rita selbständig eingerichtet, sich von allen verwandtschaftlichen Ketten befreit und begann nun mit diesem Manne, der sie bezwungen, ihr Liebesleben.

Aber welcher Art war es? Von gesunder Leiden-



schaft getragen, einem würdigen Mann geweiht, — ein natürliches Ziel erstrebend? —

Nichts von alledem! Der Mann war ihr geistig nicht ebenbürtig; sie empfand das auch qualvoll und tausendmal und doch konnte sie nicht von ihm lassen; die Leidenschaft war heftig, aber nicht gesund, ja sie war sogar ganz unnatürlich und verderblich für sie selbst; ein Ziel hatte ihr freies Verhältnis nicht, es galt nur dem Genusse, ohne heiligenden Zweck, ohne sittliche Grenzen. Die Degeneration ihrer Familie, von welcher sie frei schien, äusserte sich bei ihr in einem krampfhaften, widernatürlichen Sexualleben und das liess in ihr eine böse Saat für die Zukunft zurück.

Der Mann, der eine fast magische Gewalt über sie hatte, war kein Mann mehr, oder — war nie einer gewesen, denn er gehörte zu jenen traurigen Erscheinungen, die wohl ausgesprochenen, äusseren Geschlechtstypus, aber kein normales Empfinden und keine natürlichen Triebe haben. — Ein Leben wüster Vergeudung von Jugend und Kraft hatte er nicht gelebt, das wusste

Rita mit Bestimmtheit, so war es also wenigstens nicht seine Schuld, dass er nur ein Trugbild der Männlichkeit war. Wenn ihm aber der natürliche Trieb, die Fähigkeit zum schöpferischen Mitleben unter den Geschöpfen dieser Erde fehlte, warum hatte er dann nicht lieber auf diesen Verkehr verzichtet, statt noch ein anderes Geschöpf in den erstickenden Sumpf seiner moralischen und sexuellen Wertlosigkeit mit hineinzuziehen? Ja warum? Dazu hätte eben wieder moralische Kraft gehört . . . .

Noch schwerer aber war es zu begreifen, wie sich Rita v. E., gerade sie, das geistig so scharfe und körperlich so bevorzugte Geschöpf, einem solchen „Fehltritt der Natur", wie es dieser Mann war, hatte hingeben können!

Jede rein und gesund empfindende Frau hätte sich von ihm abgestossen gefühlt. Sie aber stand unter seinem Bann von dem Augenblick an, wo er zum ersten Mal in ihr Haus getreten war und freute sich, dass keine Gefahr zur Mutterschaft vorlag.

Waren das auch „Rätsel der Liebe?" Das „Weben der Leidenschaft?"

Rätsel wohl — o ja, aber nur für den, der die Wirklichkeit nicht sieht oder sehen will, der blind an der tieferen Ursache solcher Erscheinungen vorübergeht und die Rätsellösung in denkscheuer Bequemlichkeit vielleicht „übernatürlichen" Mächten zuschiebt. Für den Arzt sind solche Verirrungen nichts, als Symptome einer heimlich aber unabhaltsam fortschreitenden Degeneration, Merkmale eines entarteten Epigonentums . . . .

„Und wie lange währte dieses Verhältnis?" fragte die Aerztin, die bis hierher gespannt der freimütigen Erzählung gelauscht hatte.

„An zwölf Jahre" erwiderte die Künstlerin. „Immer häufiger wurden jedoch die Augenblicke, in denen sich mein ganzes Innere gegen sein Wesen aufbäumte und ich mich von seinem Einfluss frei zu machen suchte. Sein niedriger Charakter ekelte mich schliesslich an, sein enger Geist verdross mich, und doch bedurfte es erst mühsamer Kämpfe, bis es mir gelang, wirklich die drückende Fessel abzuschütteln. Zu Hilfe kam mir meine Erkrankung". —

„Sie hatten wiederholt schmerzhafte Entzündungen?“

„Ja, und ich wurde damals auch monatelang behandelt!“

„So, — — die letzten Jahre waren Sie frei davon und nun, seit dem Eintritt in die fünfziger Jahre beginnt dieses nervöse Kopfleiden. Zweifellos eine Folge von — — —“

„Oh nein! Das glaube ich niemals! Eine Folge jener unglückseligen zwölf Jahre kann das unmöglich sein. Bedenken Sie, wie viele Jahre ich frisch und arbeitsfähig dazwischen war und nichts von derlei Erscheinungen spürte!“ verteidigte sich die Künstlerin.

Ruhig erwiderte die Aerztin: „Sie werden mir aber zugeben, dass Sie lange unnatürlich gelebt haben. Und eines steht fest: alle Sünden, die wir an unserem Körper begangen haben, rächen sich endlich. Oder glauben Sie, dass alle Frauen in den fünfziger Jahren Ihre aufregenden und für Sie qualvollen Anfälle bekommen? Sie wissen das so gut als ich, dass das nicht der Fall ist. Sie waren ja doch auch während der letzten Jahre sehr nervös, nicht wahr?“

„Ach Gott, ja, aber in der Jugend auch schon!“ —

„Um so schlimmer! Jene Uebergangszeit bei der Frau, in welcher sie ihre Zeugungsfähigkeit verliert, ist nicht naturgemäss mit Krankheit und solcher Qual verbunden!“

„Schon recht“, wehrte die Malerin eigensinnig, „ich lasse mir aber nicht einreden, dass ich immer ein kranker Mensch war! Ich war sogar stets merkwürdig gesund!“

„Ueber Gesundheit haben die heutigen Menschen oft sonderbare Begriffe, liebes Fräulein“, meinte die Aerztin. „Soviel steht fest, dass Sie heute ein anderer Mensch wären, wenn Sie einem normalen Manne Ihre Hand zu einer glücklichen Ehe gereicht hätten!“

„Ja“ — kam es in sarkastischem Ton von den Lippen der Künstlerin, „und ich wäre geistig in Küche und Kinderstube untergegangen. Ich danke dafür! Jedes Ding hat seine guten Seiten, — so bin ich wenigstens von Kindern verschont und mir selbst erhalten geblieben.“ —

„Da wäre es vielleicht angezeigt, Ihrer Meinung nach, wenn wir für alle geistig befähigten Frauen, die sich einem ernsten Berufe widmen wollen, solche in gewisser Hinsicht ungefährliche Männer anschaffen würden!“ Die Aerztin konnte diese kleine Malice nicht unterdrücken.

Ueber das Gesicht der Künstlerin war bei den Worten der Aerztin ein spöttisches Zucken gehuscht. Jetzt erwiderte sie überlegen: „Frau Doktor, — Sie haben merkwürdig spiessbürgerliche Ansichten!“

Ein lautes Lachen war die Antwort. „Ich will Ihnen nicht deutlich sagen, mit welchem Worte man Ihre Ansichten bezeichnet, mein verehrtes Fräulein! — aber, lassen wir das, Sie wollten ja wissen, was ich über Ihre Anfälle denke, nicht wahr? — Ich bin zuweilen ein etwas unbequemer Arzt, denn ich suche die Ursachen unseres Elendes auf und diese wollen viele nicht gern sehen. Aber glauben Sie mir, in ihrer Blosslegung liegt oft auch die Heilung, ohne sie gibt es keinen Fortschritt in der Heilkunde, wie auch auf anderen Ge-



bieten. Rüsten Sie sich mit viel Geduld, schnell werden Sie nicht genesen! Es fällt schwer, solche tief eingegewurzelten, in früherer gesundheitsschädlicher Lebensweise begründeten Nervenstörungen zu beseitigen. Also nochmals — Geduld!"

„Schöne Aussicht!" Aergerlich erhob sich Rita v. E.

„Es war nicht anders zu erwarten!" sagte die Aerztin achselzuckend. „Holen Sie aber jetzt wenigstens nach, was Sie früher versäumten: leben Sie nach den Gesetzen der Natur, und mit der Versöhnung gewisser Gegensätze wird dann auch langsam Heilung bei Ihnen einkehren. Sie werden, wenn Sie den rechten festen Willen haben, ein zweites Leben beginnen können und in den Jahren, die Ihnen noch beschieden sind, bei freudebringender Arbeit auch den Frieden Ihrer Seele wieder gewinnen. Vielleicht versuchen Sie es doch einmal mit der Liebe zu Kindern, mit der Fürsorge für solche kleine herzige Geschöpfe, aus deren Augen ein noch viel zu wenig erforschter Himmel lacht und deren Seele so reiche Schätze birgt, die gehoben

sein wollen. — Glauben Sie nur, denn ich bin selbst Mutter: Sie werden dann im Verein mit ihrer Kunst einen grossen und reichen Lebensinhalt haben, reich genug Ihnen den Lebensabend in Einsamkeit, der Ihnen sonst bevorsteht, zu vergolden und zu erhellen! Ihre Geschwister haben ja Kinder!“

Rita von E. wehrte spöttisch ab: „Puh — nein ich danke für diesen freundlichen Rat. In derartigen Aemtern und zur Tantenschaft eigne ich mich nicht. Da will ich doch lieber . . .“ Sie murmelte etwas vor sich hin, stand dann rasch auf und empfahl sich.

Sie genoss ihren rasch verblühten Ruhm nicht lange. Immer mehr schloss sie sich von der Welt ab und legte eines Tages im Lebensüberdruss Hand an sich. Ihr Ruhm überlebte sie nur um wenige Wochen. Dann ging er unter im Wettkampf des Tages, flüchtig wie er gekommen . . . .

Jugendsünden.

Nun war er am Ziele. Nach langen, schweren, entbehrungsreichen Studienjahren und noch fast schlimmeren Zeiten, in denen er hier und da in kleinen, schlechtbezahlten Technikerstellungen sich hatte behelfen müssen, einsam, allein auf der Welt, immer unter fremden Leuten, winkte jetzt endlich seinem stürmischen, mühseligen Seefahrerdasein auf dem Meere des Lebens der ruhige, friedliche Hafen geregelter Tätigkeit auf dem angesehenen Posten eines Stadtbaumeisters. Und das Schicksal schien ihm noch mehr Glück in den Schoss streuen zu wollen: er fand auch ein sanftes, hübsches, junges Weib, das wie geschaffen schien, mit der scheinbaren seelischen Ausgeglichenheit, der leidenschaftslosen Güte ihres Ge-

mütes das für ihn zu werden, das er suchte: eine friedliche und verständnisreiche Gefährtin. Nun konnte und musste ja alles gut werden! Und wenn dann sein liebes Weib den ersten Buben auf dem Arme schaukeln würde — oh, er vermochte sich dieses Glück gar nicht auszudenken. Eine Fülle süsser Erwartungen stürmte auf ihn ein und berauschte ihn fast.

Und nun war er schon $^{3}/_{4}$ Jahr lang verheiratet. Die junge Frau war sich stets gleich geblieben — leidenschaftslos, still; aber auch von ermüdender und fast stumpfer Gleichgiltigkeit gegen die zärtlichen Gefühle des Mannes. Es war so gar nichts von befriedigtem, verlangendem Wünschen in ihr, von all dem, dessen Erfüllung und Gewährung die Gatten erst so recht von Herzen glücklich macht, sogar kein Eingehen auf sein Streben nach höheren Zielen, nichts von dem, was er bei ihr zu finden erwartet hatte. Gewiss — Ruhe hatte er in seiner Ehe, aber die Ruhe der Leere war es beinahe zu nennen, es war nicht der durch das wärmende innere Feuer der ehelichen Liebe in sich be-



glückte Frieden, den er so ersehnt hatte. Vergebens zerbrach sich der junge Ehemann den Kopf, um das Seelenleben seines Weibes zu ergründen, kein Funke verriet ihm, wo sein Grübeln einzusetzen habe, um zum Ziele zu gelangen. Und doch veränderte sich sein junges Weib äusserlich zusehends und eines Tages gestand sie ihm, doch ohne jenes so recht weibliche beglückte Erröten, ja fast mit Gleichgültigkeit, dass sie wohl bald Mutter werden würde.

Nur — ja das wolle sie ihm nicht verschweigen, es sei alles so sonderbar, so tot in ihr, vielleicht täusche sie sich auch nur und deshalb .... Sie stockte und blickte zu Boden.

Eine heisse Angst wallte in dem jungen Gatten auf und es erfasste ihn wie eine dunkle, schwere, beklemmende Ahnung, als solle sein Glück schon jetzt den Todesstoss erfahren, als fasse eine finstere, geheimnisvolle Macht mit gierigen Klauen danach, um es ihm zu entreissen.

So brachte er, von dieser Angst getrieben, sein

Weib in das Sprechzimmer der Aerztin. Die Erkenntnis, die hier seiner erwartete, sollte wirklich seine Ahnung bestätigen, sollte die Todesstunde seiner Hoffnungen bedeuten . . . .

Was er oft dumpf und unbewusst empfunden, das war traurige Wahrheit — die Stille und Anspruchslosigkeit seines jungen Weibes war kein Glück, nicht das, was sie für zwei Menschen sein können, sondern nur ein Zeichen innerer Erstorbenheit, traurigster Gefühls- und Empfindungsarmut und höchster seelischer und körperlicher Mattigkeit. Wohl hätte er auf Vaterglück hoffen dürfen, aber sein Weib war nicht mehr fähig, ihm dieses Glück zu bringen . . . .

Jugendsünden, der entsetzliche Feind männlichen wie weiblichen Sexuallebens, hatte diesen jungen Frauenkörper frühzeitig kraftlos und unfähig zur Mutterschaft gemacht, unfähig zur Vollendung seiner herrlichsten und höchsten Aufgaben! Die junge Frau war ein Opfer jahrelanger, zügelloser Onanie . . . Solche innere Verwüstung bei so sympathischem Aeussern hatte die

Aerztin noch nie erlebt. Hier war alle Jugendkraft erschöpft, alles natürliche Leben erstorben!

Und dann kam es, wie es kommen musste. Wenige Wochen später gebar die junge Frau ohne Schmerzen, ohne Aufregung einen toten Knaben.

So erfüllte sich die erste Hoffnung dieser jungen Ehe durch die Schuld des Weibes und so würde es weiter gehen, das war nicht mehr zu ändern.

Eine schwere Sühne für die Schuld einer irregeleiteten Jugend, für die Missachtung des Naturgesetzes und einer verkehrten Erziehung der Töchter. Und zwei Opfer mussten ihr fallen, ein schuldiges und ein unschuldiges . . . .

Autosuggestion.

Ich begegnete der schlanken, eleganten jungen Frau oft auf dem Theaterplatz in Dresden, wenn die uns beiden gemeinsame Sehnsucht nach dem Klangzauber eines Abends im Opernhause uns zu dem bekannten Kassenfenster führte. So lernte ich sie kennen und gewann Einblick in ihr stilles bescheidenes Dasein, in ihr Wünschen und Hoffen, ihre Interessen, ihr Streben und schliesslich in einem Momente gesteigerten Mitteilungsbedürfnisses auch in ihr Leid.

Sie war eine Verlassene, oder genauer gesagt, sie hatte selbst ihren Mann verlassen, nicht nur weil er innerlich und äusserlich nichts mehr für sie bedeutete, sondern weil ein weiteres Zusammenleben mit ihm

sogar zum seelischen und körperlichen Untergange für sie hätte werden müssen.

Einst hatte sie sich, wie so unendlich viele Andere schon vor ihr, an der Seite des Erwählten das reichste Glück erhofft und war — wie viele Andere, betrogen, vom ersten Tage an enttäuscht worden, denn ihr Mann war ein Trinker und Spieler, ein Tiefgesunkener, den keine Macht der Erde mehr retten konnte. Ihre Liebe vermochte ihn kaum auf Augenblicke zu fesseln und nach Jahren unsagbarer Qual an seiner Seite, die ihr Gemüt fast zur Verdüsterung geführt hatte, musste sie einsehen, dass alle ihre Mühe vergeblich war. Sie nahm ihre Kinder, ging still von der Schwelle, die sie einst voll Hoffnung betreten hatte und war nun dabei, sich ein neues Leben zu zimmern, in dem der Mann nicht mehr die führende Rolle spielen sollte. Sie studierte Musik, nicht, um hohen Zielen künstlerischen Ehrgeizes nachzujagen, sondern als Alltagsberuf, als ein mit einem schwachen Schimmer von Kunst vergoldetes Handwerk.

Die Jahre an der Seite des unwürdigen, verkommenen Mannes, die Geburt ihrer drei Kinder, der Gram darüber, dass sich auch an ihnen die schrecklichen Folgen der Lebensweise des Vaters in allerlei Anzeichen bemerkbar machten, das alles hatte die zarte, junge, sympathische Frau naturnotwendig bald jenem unglücklichen Heere eingereiht, das man mit dem Sammelnamen „Nervenkranke" zu bezeichnen pflegt.

Ohnehin hatte Maud Effington — denn meine Bekannte vom Opernhause war eine Engländerin — niemals zu den sogenannten „starken Frauen" gehört. Eine zierliche, sehr hübsche Erscheinung, überaus anmutig und mit gütigen Augen, besass sie keine besonders hervorragende Begabung, aber doch jene natürliche, mehr fühlende, als wissende Klugheit, wie sie solchen Frauen häufig zu eigen sein pflegt.

Die angestrengte Arbeit des Studiums, das stundenlange Ueben, die übermässige Nervenanspannung, um das Ziel so rasch als möglich zu erreichen, das

alles trug naturgemäss dazu bei, den Zustand der jungen Frau noch zu verschlimmern.

„Miss Effington“ sagte ich eines Tages zu ihr, als sie wieder gar zu aufgeregt über den Platz dahingeeilt kam mit heissen Wangen und unruhig flackernden Augen, „Sie sollten sich etwas mehr schonen. Sie sehen nicht gut aus!“

Sie lachte ein wenig nervös auf: „Ach schonen! Das sagen mir alle. Aber ich will doch fertig werden, ich muss! Wenn ich nur —“ Sie stockte und brach ab.

„Was denn? Sprechen Sie sich ruhig aus!“ drang ich gutmütig in sie, denn ich sah wohl, dass sie etwas wie im Zweifel quälte.

„Es ist nur, ich habe oft gar kein Zutrauen zu mir, dass ich's erreiche. Je weiter ich vorschreite, desto unübersteiglicher türmen sich vor mir die Hindernisse. Mir ist immer, als ob ich nie über all das hinwegkönnte, was gewesen ist. Sie werden sehen, meine Kraft bricht zusammen vor dem Ziel!“

Ich wusste, dass sie vorzügliche Fortschritte machte

und versuchte ihr die selbstquälerischen Gedanken auszureden. Bald aber merkte ich, dass aller Zuspruch nichts nützte, dass Maud Effington zu jenen Menschen gehörte, die infolge überspannter Nervenkraft an krankhafter Selbstbeeinflussung und Mutlosigkeit leiden, und nicht mehr imstande sind, äussere Eindrücke unbefangen in sich aufzunehmen, sie nüchtern zu beurteilen, und gegen die alles verschlimmernden und verdüsternden Vorstellungsreihen des eigenen Gehirns anzukämpfen. Trotz einer vielleicht sonst vorhandenen ganz respektablen Geistesschärfe können sie sich von gewissen Zwangsvorstellungen, fast möchte man sagen „fixen Ideen", innerlich nicht mehr frei machen.

Man nennt solche Leutchen Autosuggestionisten und sie sind so ziemlich die unglücklichsten, innerlich zerrissensten Geschöpfe auf dieser an Leiden so reichen Welt.

Noch mehrmals begegnete mir die junge Engländerin dann in Konzerten. Sie sah womöglich noch elender aus als sonst und sass still und gedrückt auf

ihrem Platze. Wenn ich sie herzlich wie immer begrüsste, dankte sie wohl freundlich, aber meinen Fragen nach ihrer Gesundheit wich sie mit einer Aengstlichkeit, einer mir unerklärlichen Scheu aus, die mich um sie sehr besorgt machte.

Und dann schien sie eine Zeit lang ganz aus Dresden verschwunden zu sein. Erst nach langen Wochen traf ich sie wieder auf dem gewohnten Wege zum Hoftheater. Sie war eine völlig andere geworden: heiter, ruhig, fast befreit von jener nervösen Unrast, die bis dahin ihr Wesen gekennzeichnet hatte, und vor allen Dingen frei von jener ängstlichen Scheu, die mir bei unserem letzten Zusammentreffen so an ihr aufgefallen war.

Was war mit ihr vorgegangen? Sollte eine neue grosse Liebe in ihr Leben getreten sein und sie mit dem Füllhorn des Glückes überschüttet haben? Ihre Augen glänzten, aber es war nicht jenes sprühende, lachende Funkeln, nicht der heisse, sonnenleuchtende Strahl, der aus den Augen der Liebenden bricht. Ihre

Gestalt schien elastischer, wie erfrischt von einem heilenden Wunderquell, nichts war mehr zu verspüren von jener müden, dumpfen Mattigkeit, der halb an sich selbst verzweifelnden Mutlosigkeit der letzten Wochen vor ihrem plötzlichen Verschwinden. Und doch, alle diese Anzeichen schienen mir nicht durch ein solches elementares Ereignis hervorgebracht zu sein, wie es die Liebe für eine Menschenseele ist.

Was konnte also diese grosse Veränderung in dem jungen Weibe bewirkt haben? Es war eine seltsame Geschichte, die ich zu hören bekam.

Maud hatte gemeinsamen Musikunterricht mit einem jungen Schweden gehabt, jünger als sie, sehr begabt, aber auch von jener egoistischen Brutalität, wie sie frühzeitig erkannten und verhätschelten Talenten häufig eigen zu sein pflegt. Freilich wurde im Anfang dieses gewaltige Manko in seinem Charakter durch blendende Formen und sprühende Unterhaltungsgabe für die junge Kollegin reichlich verdeckt. Aber dann hatte der Bursche eines Tages die Maske abgeworfen und einen Moment

des Alleinseins benutzt, um das Vertrauen des jungen Weibes, dem im ängstlichen Hasten nach Vervollkommnung, nach dem Arbeitsziel, das sie sich gesteckt, kein Gedanke an solche Dinge gekommen war, gründlich zu missbrauchen. Das Entsetzen über seine zügellose Begierde, über sein leidenschaftverzerrtes Gesicht, das sie an die schrecklichste Zeit ihres Lebens erinnerte, lähmte ihre Widerstandskraft und machte sie wehrlos. Das war es, was die junge Frau so scheu und gedrückt gemacht hatte. Aber das nicht allein. Es kam nach einigen Wochen noch etwas ganz Seltsames hinzu, etwas, das eine natürliche Folge ihres unglücklichen Nervenzustandes war. Sie fühlte sich Mutter und sie wusste doch selbst nicht zu sagen, ob das möglich war, ob des jungen Mannes Schuld wirklich so gross war, dass er aus leichtsinniger Gier ein zweites Leben gezeugt hatte. Wie gesagt, das war jenes Seltsame. Sie wusste das nicht und doch glaubte sie es.

Und der Gedanke, die Ueberzeugung, dass es so sei, die sich in ihr durch Autosuggestion gebildet hatte,

machte sie krank vor Angst. Sie konnte sich von der Zwangsvorstellung nicht losreissen, dass sie sich in diskreten Umständen befinde!

So war sie in das Sprechzimmer gekommen und hatte bald zu jenen Patientinnen gehört, die unter häufigen Tränen all ihr Leid klagten, aber auch vor der verständnisvolleren Geschlechtsgenossin jede Falte ihres Herzens und nur zu oft — ihre ganze Schwäche enthüllen.

Die Aerztin hatte natürlich bald gemerkt, wie es mit dem jungen Weibe stand und dass ihre Furcht, Mutter zu sein, unbegründet war. Aber Maud Effington beharrte bei ihrem Gedanken und keine Gründe waren imstande, sie zu überzeugen. Nun, das kommt leider vielfach bei Frauen vor . . . .

Maud fand immer neue Gegenbeweise: „Ich fühle es und es ist so!“ Das war immer ihre letzte Rede in dem Wortgefecht zwischen ihr und der Aerztin und solcher Behauptung vermochte kein Abwehrstoss mehr zu begegnen. „Ich fühle es, und wenn Sie mir nicht helfen,

Frau Doktor, dann muss ich meinem Leben ein Ende machen. So vermag ich nicht weiterzuleben, mein Ruf, meine Studien, meine ganze Zukunft stehen auf dem Spiel!"

Das war allerdings richtig, ja wenn eben die Voraussetzung nicht falsch gewesen wäre! Aber da lag ja die ganze Schwierigkeit dieses Falles.

Was sollte die Aerztin einer solchen hartnäckigen Vorstellung gegenüber anfangen? Sie versuchte, die schwere seelische Depression Mauds dadurch zu bannen, dass sie ihr ein völliges Ausspannen auf einige Wochen verordnete. Vielleicht, wenn die körperliche Gesundheit und Widerstandskraft sich hob, dass dann auch die hartnäckige Einbildung aus dem jungen Hirne verschwand, wo sie sich so fest eingenistet hatte? Vergebens! Der angstvolle Zweifel kehrte immer wieder. Kurz entschlossen schickte deshalb die Aerztin eines Tages ihre eingebildete Kranke, als die Zustände besonders schlimm auftraten und die Verzweiflung Mauds ihren Siedegrad erreicht hatte, mit einem Briefe zu einem

bekannten Frauenarzt und bat ihn, ein Machtwort zu sprechen und mit einer schweren Operation zu drohen, um das unruhige und ungläubige, zwischen Zweifel und Mutlosigkeit umherirrende Seelchen auf den rechten Weg zurückzubringen. Der Arzt sagte dem jungen Weibe dasselbe, was ihr die Aerztin schon hundertmal vergebens gepredigt hatte.

Und diesmal half es! Maud Effingtons Seele begann schüchtern ihre Flügel zu entfalten und herauszuflattern auf das frohgrüne Feld junger Hoffnung.

Noch etwas kam hinzu, um diese Heilung von schwerem Wahn zu vollenden. Maud hatte auch besonders eines gefehlt: ihre Kinder, die bei Mauds Mutter in Pflege waren. Sie reiste auf den Rat der Aerztin auf einige Zeit zu ihnen und die lebendige warme Zärtlichkeit der kleinen Geschöpfe, die Ruhe und der Frieden im mütterlichen Hause, sie lösten die letzte starre Rinde finsterer Gedanken von der Seele der jungen Frau.

So kam es, dass ich sie am Kassenfenster des Opern-



hauses wiedertraf, als eine Aufgerichtete, von Kampfes-
mut und frohem Streben beseelt.

Wie oft geht das Schauspiel anders aus! Manches
Weib, das der brutalen Ichsucht, der zügellosen Leiden-
schaft eines Mannes zum Opfer wurde, fällt wie Maud
Effington in Qual und Verzweiflung, aber keine milde
verstehende Hand führt die Unglückliche zurück aus dem
Dornengestrüpp jammervoller Schwäche und Mutlosigkeit
auf den festen Wanderweg frohgemuter Herzensruhe.
Und dann? Dann geht der Lebensweg einer solchen
aus der Bahn Geworfenen unter in Nacht. Sie allein
leidet, der Mann aber geht frei, unbekümmert und
unverletzt weiter. Ihm war das Erlebnis, das dem
Weibe zu Tod und Grauen wurde, nur eine lustige
Episode, eine Phase des Alltags, deren Tragik seinem
Leichtsinn unverständlich bleibt, über die er bestenfalls
lächelt: „Weibliche Exaltiertheit — pah! Nicht der
Mühe wert, sich darüber zu ereifern!“

Künstlerehe.

Auch ein Kapitel zu diesem viel besprochenen, literarisch direkt breitgetretenen und doch noch lange nicht erschöpften Thema. Aber auch kein lustiges Kapitel, sondern eins von denen, die einen pessimistisch machen könnten, die dem schillernden Schmetterling menschlichen Künstlertums ohne Erbarmen den duftigen, bunten Flügelstaub abstreifen und ihn vor den Augen der Menge, nackt und bloss fast, lumpig und beschmutzt, in seinem grauen, hässlichen Alltagsgewand hinstellen.

So könnte man wenigstens versucht sein, zu empfinden, wenn man meine Geschichte liest. Und doch soll diese Geschichte nichts tun, als eine kleine, wenn

auch bedeutsame Bruchzahl der grossen Verhältnisrechnung an die Wand zu malen, eine Bruchzahl in dem noch ungelösten Riesenexempel, dessen Rechnungsfaktoren Künstlertum und -Ehe sind.

Ich sagte schon einmal: nichts ist naiver, als den Künstler mit seinen Werken identifizieren zu wollen. Diese Rechnung hat selten ein halbwegs richtiges Fazit ergeben und noch seltener war es, dass sie einmal ganz restlos aufging, obwohl es zweifellos auch solche Fälle geben mag. Ob die Schuld an den grossen Forderungen der Ehe oder an den Forderungen des Künstlertums liegt und welche von beiden wiederum das grössere Recht hat, das zu entscheiden oder auch nur zu erörtern, liegt mir fern, denn es handelt sich auch in diesem Streite letzten Endes nur um den Kampf zweier Weltanschauungen ....

Aber man wird trotzdem finden, dass ich hin und wider Stellung nehme und die Dinge nenne, wie sie sind. Nichts für ungut — die Geschichte verleitet dazu, und es schadet schliesslich auch nichts, wenn man merkt, was ich eigentlich denke ....

Es waren da mal irgendwo oder bei Dresden — der Ort tut ja auch nichts zur Sache — ein Kunstmaler und sein Frauchen, beides sehr nette, herzgewinnend offene und freundliche Menschen, beide hübsch und beide noch jung. Und sie hatten sich aus Liebe geheiratet! Hoch oben in der vierten Etage eines Mietshauses in einer besseren, verhältnismässig sogar vornehmen Vorstadtstrasse hatten sie sich ihr Nest gebaut, bescheiden und einfach, aber doch nicht ohne künstlerischen Anstrich, wie ihn Kleinigkeiten in der Anordnung, im Möbelstellen und dergleichen oft zu geben pflegen.

Die Kunst des jungen Eheherrn war noch ziemlich — na sagen wir höflich — jung und ging gewaltig nach Brot. Aufträge kamen wohl, manchmal mehr, manchmal weniger, zu Zeiten auch garnicht, aber jeder, der die Misere künstlerischer Brotarbeit kennt, weiss dass es dann an tausend Ecken und Enden hapert. Und so flossen die Gelder dann auch einmal reicher, dann wieder einmal spärlicher.

Das gab Sorgen und mit den Sorgen rückte langsam eine graue, die Lebenssonne trüb verschleiernde Missstimmung heran und griff wie mit gierigen Krallen nach der Seele der jungen Leute.

Dazu kamen Kinder ins Haus — Gott es weiss ja jeder: eine Sorge um die andere häuft sich an zu einem hohen Berg, der sich dann immer anzustellen scheint, als wolle er hohnlachend über den zwei Menschenkindern zusammenstürzen und sie unter seinen trübgrauen Massen begraben.

Die junge Mutter ging ganz auf in der Sorge um die Kinder und um ihren kleinen Haushalt, der doch so grosse Anforderungen an ihre Arbeitskraft stellte. Sie war gewiss brav und kämpfte tapfer, aber ewiger Kampf ermattet auch den Stärksten und so war sie ein wenig nervös geworden, rechthaberisch — ja kleinlich. Frauen haben ohnehin in der Regel zu nichts grösseren Anlage, als zum Kleinlichwerden. Die tausend kleinen Schwierigkeiten und Hindernisse im Haushalt, unzureichende Mittel, dazu ein lebenslustiger und ans

Sparen nicht gewöhnter Mann — das Resultat pflegt dabei stets dasselbe zu sein. Und nach solchen Plänkeleien ging er ihr gewöhnlich eine Weile aus dem Wege . . . .

Aber solche Verstimmungen dauerten immer nicht lange und die Versöhnung war rasch wieder hergestellt. Die Beiden liebten sich ja! Und schliesslich fand die junge Frau ihr höchstes Glück in solchen Versöhnungsmomenten . . . .

Es ist ja auch eine alte Erfahrung, dass es unter jungen Liebesleuten nichts Schöneres gibt, als sich gegenseitig recht viel zu verzeihen und diese Verzeihung mit Zärtlichkeit zu besiegeln!

Doch die kleine hübsche Künstlerfrau ahnte nicht, dass ihr liebendes, verzeihendes Vertrauen nicht mit gleicher Münze vergolten wurde, dass in den Zärtlichkeitsbeteuerungen ihres Gustav ein falscher Ton war, der nicht ganz zu dem Idealbilde passen wollte, das sie sich von ihm machte.

Eines Tages erkrankte sie heftig und plötzlich



unter ganz eigenartigen und bedenklichen Anzeichen. Es war nach einer jener sie so beglückenden Versöhnungsszenen . . . .

Kaum vermochte sie sich, von ihrer Mutter gestützt und geleitet, in das Sprechzimmer der Aerztin zu schleppen. Und was war die Diagnose? Cherchez l'homme! Das Frauchen war sehr erstaunt und wollte von einer Schuld ihres Gustav um alles in der Welt nichts wissen. Bis sie schliesslich doch dem Worte der Aerztin glauben musste! Und dann gab es freilich reichlich Tränen, Tränen des Schmerzes, des Zornes über die schmähliche Enttäuschung, des betrogenen Vertrauens und der schlecht gelohnten Liebe.

Das arme Weib für den Augenblick körperlich zu heilen, war die geringste Aufgabe, die der Aerztin oblag. Seelisch litt die junge Frau ungleich mehr. Und wie war sie vor allem in Zukunft vor gleicher Gefahr zu schützen?

Hier galt es, den „liebenden Gatten" auf seine schwere Verantwortung hinzuweisen und ihm zu zeigen, wie er bereits an seiner Frau gesündigt.

In sorgloser Liebenswürdigkeit begrüsste er die Aerztin bei ihrem nächsten Besuche. Mit herzgewinnender Offenheit, der man so gar nichts von Schuldbewusstsein anmerkte, erzählte er ihr von den Kindern und schliesslich auch von seinen Arbeiten. Die Eiskruste, welche die Aerztin anfänglich um ihr Herz gelegt hatte, drohte in seiner Nähe immer mehr zu schmelzen. War doch auch für den geschärftesten, welterfahrensten Blick nichts von jenem bekannten, Frauen faszinierenden Herzenbezwingertum, mit einem leichten Schuss von Brutalität zu bemerken, das solchen Männern gewöhnlich eigen zu sein pflegt.

Wer kann solcher Art widerstehen?

Aber ist es auch möglich, dass ein solcher Mensch seinen Liebling, sein herziges Weibchen betrügt, verrät und zu alledem noch in unverantwortlichem Leichtsinn krank macht? Wer kann andererseits das wieder verstehen?! Der Ernst der Lage musste aber Ausdruck finden! Die Aerztin gedachte ihrer Pflicht und rettete noch den letzten Rest ihrer Eiskruste.

Zwar legte ihr die Anwesenheit der jungen Frau eine störende Reserve auf, denn es tat ihr zu wehe, dieselbe noch mehr zu erregen, aber schliesslich kam sie doch zum Ziele.

Mit einigem Erstaunen und ungläubig hörte der Maler die kleine, vorsichtig stilisierte Standrede an, die ihm die Aerztin hielt: Dass der Zustand seiner Frau auch weitere Gefahren in sich berge, dass er wohl nicht ganz unschuldig an diesem Zustande sei und dass er die Pflicht habe, danach in Zukunft zu handeln.

Ganz beiläufig und harmlos liebenswürdig erwiderte er nur: „Ja, Ihre Vermutung ist ganz richtig, ich litt schon früher an einem Blasenleiden . . .“.

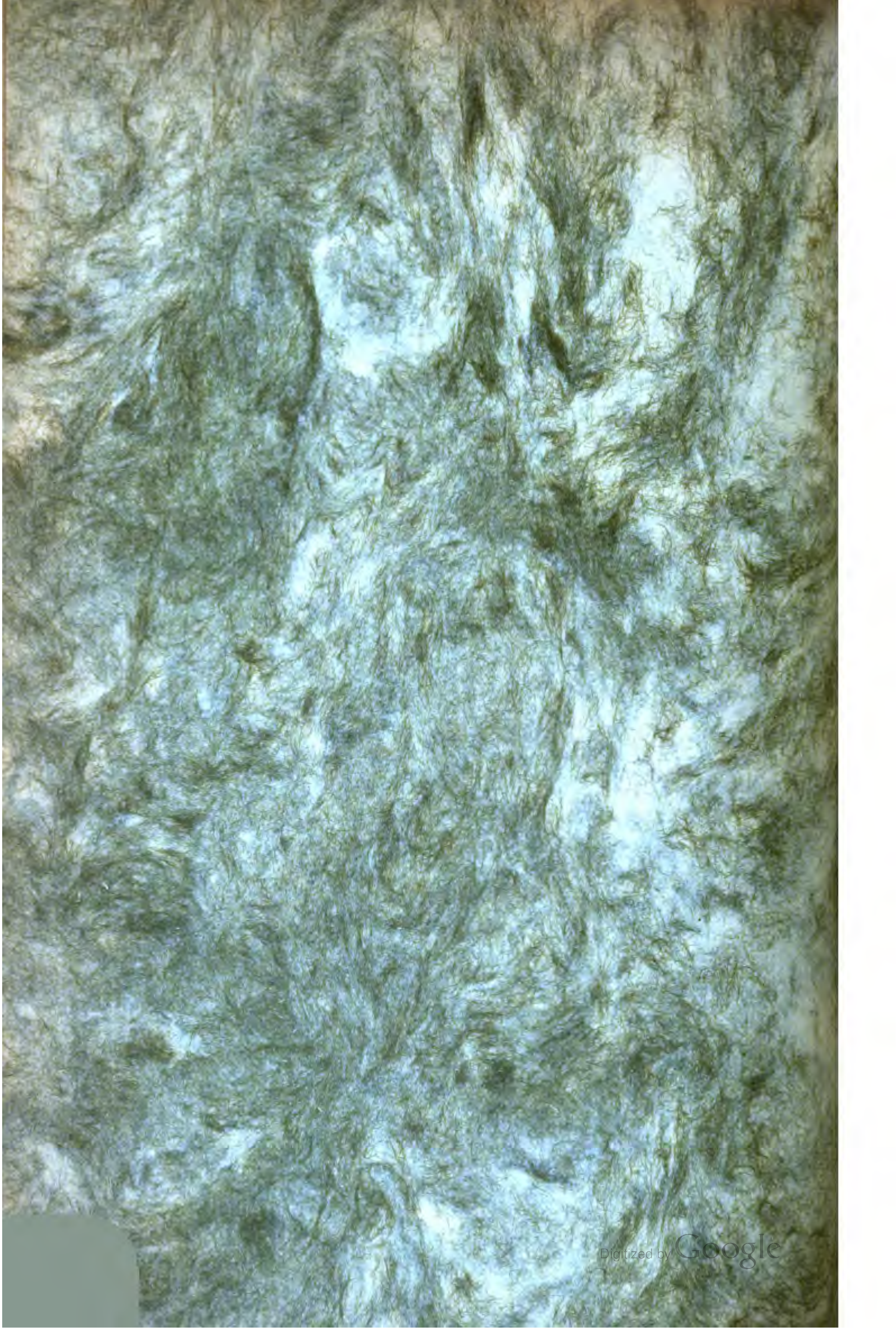
Hm! Welche Aufrichtigkeit! Oder nein, welche Borniertheit! Glaubte er vielleicht, die Aerztin damit täuschen zu können, oder aber bei ihr so wenig positive Kenntnisse voraussetzen zu müssen, dass sie sich mit dieser seiner, selbst für aufgeklärte Laien etwas kindlichen Erklärung zufrieden gab —? Und war es denn ein — „altes Leiden“, das einen so akuten Zustand bei seiner Frau hervorrufen konnte?! —

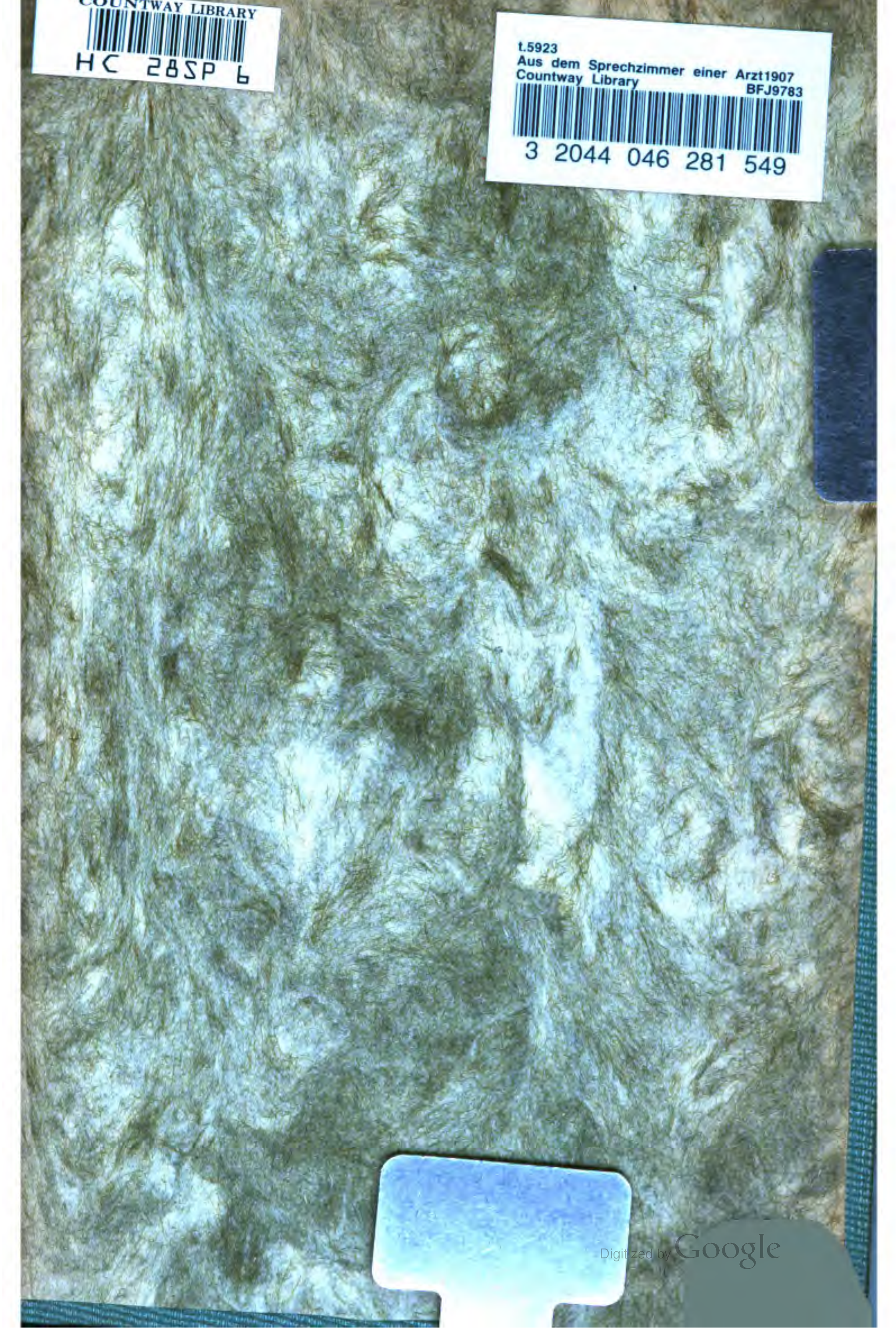
Unglaublich! Bodenloser Leichtsinn, tiefgehende Unkenntnis hochwichtiger körperlicher Vorgänge und eine bedauerliche Gewandtheit, im Umgang nicht ohne Gutmütigkeit schien diesem Manne von jeher den Sieg über andere Herzen und das Ertragen unangenehmer Situationen leicht gemacht zu haben. So kam es wohl, dass er auch diesmal die Herrschaft über die eigentlich für ihn recht ungemütliche Lage nicht verlor. Es gelang der Aerztin nicht, ihn zu einem uneingeschränkten Geständnisse seines Verschuldens zu veranlassen. Er blieb harmlos und liebenswürdig bis zum Ende. War das nur Komödie? Wie war es zugegangen? Es gelang der Aerztin nicht, dies völlig zu durchschauen, aber sie vermied es aus Klugheitsgründen brüske vorzugehen und hatte die Ueberzeugung, ihm gezeigt zu haben, was sie dachte. Und das war vorläufig genügend. Das hinterliess etwas!

Allerdings — wer konnte für die Zukunft bei einem solchen Mann die Frau schützen? — Nur sie selbst konnte das und nur durch s i e konnte e r schliess-

lich selbst noch beeinflusst werden. Aber würde die junge Frau nach dieser bitteren Erfahrung noch die Kraft der Liebe besitzen, die dazu gehörte? Der Abschluss dieser verborgenen Tragödie ist der Herztin nie bekannt geworden. Sie sah das Paar nicht wieder.






COUNTWAY LIBRARY
HC 28SP 6
t.5923
Aus dem Sprechzimmer einer Arzt1907
Countway Library
BFJ9783
3 2044 046 281 549
Digitized by Google